

BIKULTURELLE SOZIALISATION IN CHILE

Wie bereits angemerkt, wurden im Rahmen dieser Arbeit 13 Interviews ausgewertet. Die ausgewerteten Fälle entsprechen jungen Erwachsenen, die während ihrer Kindheit eine bikulturelle Sozialisation erlebten. In diesem Zusammenhang gab es sieben Deutschstämmige, die im Kontext der deutsch-chilenischen Einwanderergesellschaft aufgewachsen sind. Die anderen Befragten waren junge Menschen mit oder ohne deutsche Abstammung, die aus verschiedenen Gründen mehrere Jahre in Deutschland verbrachten und anschließend nach Chile zurückkehrten. Diese Interviewpartner erlebten einen Teil ihrer bikulturellen Sozialisation in Deutschland und einen anderen Teil in Chile.

In diesem Kapitel wird die erste Gruppe von Fällen dargestellt, d.h. Interviewpartner deutscher Abstammung, die in Chile eine bikulturelle Sozialisation im Rahmen deutsch-chilenischer Institutionen erlebten. Diese Gruppe umfasst junge Menschen, die entweder in Santiago oder in Südkhile ihre Kindheit verbrachten. Sie hatten jedoch alle zum Zeitpunkt des Interviews ihren Lebensmittelpunkt in Santiago.

Trotz unterschiedlicher regionaler Herkunft kann man davon ausgehen, dass die hier dargestellten Interviews in wesentlichen Aspekten übereinstimmen. Dazu gehört in erster Linie das Eingebundensein im chilenischen Kontext. Damit meine ich, dass die Befragten bisher eigentlich nur einen Alltag erlebten, und zwar den chilenischen. Das alltägliche Leben in der Bundesrepublik ist ihnen fremd. Deutschland ist für sie daher ein abwesender Ort, den sie äußerst selten vor Augen bekommen. Im Gegensatz zu Migranten, die während des Urlaubs regelmäßig in ihre ursprüngliche Heimatregion fahren, besuchen Personen deutscher Herkunft in Chile weit seltener das Herkunftsland ihrer Eltern/Großeltern. Einer der wichtigsten Gründe dafür ist der Kostenaufwand so einer Reise. In der Tat können es sich nur wenige leisten, regelmäßig nach Deutschland zu fliegen. Daher sind Besuche in Deutschland auch oft mit sehr gezielten Begebenheiten verbunden: die Familie kennen lernen oder am Schüleraustausch teilnehmen. So kommt es, dass meine Interviewpartner in den meisten Fällen bisher nur ein- oder zweimal in Deutschland waren. Das bedeutet für die Interpretation der Daten, dass Deutschland für die Betroffenen vorwiegend auf symbolischer und weniger auf der Ebene der konkreten Erfahrungen existiert.

Die jungen Erwachsenen, um die es hier geht, besitzen weiterhin keine eigene bewusst erlebte Migrationserfahrung. Sie haben zwar einen Migrationshintergrund, doch Auswanderung und Einwanderung haben sie in den meisten Fällen nicht selbst erlebt. Diejenigen mit Migrationserfahrung machten diese Erfahrung weiterhin in einem sehr frühen Alter, so dass sie Migration nicht

bewusst wahrnehmen konnten. Daher ist es bei diesen jungen Erwachsenen angemessener, nicht von Migranten, sondern von Menschen mit Migrationshintergrund zu sprechen. Diese Unterscheidung ist wichtig, da man nicht davon ausgehen kann, dass die Erfahrung von Migranten mit den Erfahrungen ihrer Nachkommen übereinstimmen. Migration erlangt in beiden Kontexten eine völlig verschiedene Bedeutung, die bei der Interpretation der Daten berücksichtigt werden muss.

Eine Ausnahme in dieser Hinsicht ist jedoch Alejandra. Alejandra erlebte eine bikulturelle Sozialisation im deutsch-chilenischen institutionellen Kontext in Südkile und verbrachte später, während ihrer Studienzzeit, mehrere Jahre in Deutschland. Obwohl Alejandra eigene Migrationserfahrung besitzt, habe ich sie dennoch der ersten Gruppe von Interviews zugeordnet, weil die Erfahrung bikultureller Sozialisation in Chile meiner Ansicht nach eine größere Rolle hinsichtlich Alejandras kulturellen Selbstverständnisses spielt als die Erfahrung in Deutschland. Auf jeden Fall erinnert uns Alejandras Beispiel daran, dass jede Klassifikation immer eine Vereinfachung der Wirklichkeit ist und dass es immer wieder Fälle geben wird, die nicht eindeutig kategorisierbar sind.

Abwesender Ort und vermittelte Kultur

Individuen, die eine Ortsverschiebung erleben, erfahren sich an zwei Orten: dem Ort ihres Daseins und dem Ort ihrer Vorstellung. Das Herkunftsland – oder besser gesagt, der abwesende Ort, weil man nicht davon ausgehen kann, dass Menschen ohne eigene Migrationserfahrung den Herkunftsort ihrer Eltern ebenfalls als Herkunft betrachten – wird mythologisiert und verwandelt sich in einen Bezugsrahmen, der sich durch Erfahrungen, Erinnerungen und Erzählungen vom Herkunftsort zusammensetzt. Die Betroffenen verorten sich innerhalb dieses Bezugsrahmens, in dem sie zwar nicht mehr leben, der jedoch weiterhin ihren Alltag strukturiert. Der abwesende Ort wird somit Teil einer ventriloqualen Phantasie. Der Begriff der ventriloqualen Phantasie beschreibt eine diskursiv hergestellte Erinnerung, die zugleich einverleibt ist und dadurch entsteht, dass eine Person an einem Ort lebt, aber an einen anderen denkt. Sowohl der Ort des Daseins als auch der Ort der Vorstellung bestimmen das Selbstverständnis der Beteiligten (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999; auch John 1996).

Im Fall der jungen Erwachsenen mit bikultureller Sozialisation in Chile bezieht sich der abwesende Ort systematisch auf Deutschland. Dementsprechend werde ich entlang der nächsten beiden Abschnitte einen kurzen Blick auf die Rolle werfen, die Deutschland im alltäglichen Leben der Betroffenen spielt. Anschließend werde ich mich mit der Frage nach der deutschen Kultur in Chile als vermittelte Kultur befassen.

Deutschland als abwesender Ort

Wenn entlang dieser Arbeit vom abwesenden Ort und nicht von Herkunft die Rede ist, so geschieht das mit Absicht. Dahinter liegt die Erkenntnis, dass der Begriff der Herkunft hinsichtlich der hier analysierten Biografien allgemein keinen Sinn ergibt. Das Konzept der Herkunft ist einfach nicht in der Lage, die Erfahrung meiner Probanden zu erfassen. Migrationen verlaufen nämlich nicht nur in eine Richtung, d.h. vom Herkunftsland in das Gastland. Die Betroffenen wandern aus, kehren zurück, pendeln, gehen in ein drittes Land, usw. So hat Rubens zum Beispiel einen bolivianischen Vater und eine chilenische Mutter. Er wurde in Bolivien geboren und wanderte ein paar Monate später nach Deutschland aus. Mit zehn Jahren kehrt er nach Chile zurück. Was kann Rubens als seine Herkunft bezeichnen? Bolivien? Deutschland? Oder etwa Chile? Und weiterhin, auch wenn beide Elternteile in Deutschland geboren wurden und anschließend nach Chile auswandern, bedeutet es noch lange nicht, dass die Kinder Deutschland als Herkunftsland betrachten. Daher ist es sinnvoller, vom abwesenden oder von den abwesenden Orten zu sprechen. Es handelt sich dabei um einen Ort, der zeitweise oder auf Dauer nicht präsent, d.h. nicht konkret erfassbar ist und daher nur auf einer symbolischen Ebene existieren kann. Trotzdem kann die symbolische Repräsentation des abwesenden Ortes den Alltag am Ort des Daseins beeinflussen.

Je nach Migrationsbiografie kann eine Person alternativ verschiedene abwesende Orte erleben: Solange er/sie sich zum Beispiel in Deutschland befindet, ist Chile der abwesende Ort. Kehrt er/sie nach Chile zurück, so ist Deutschland der abwesende Ort. Die Individuen etablieren ferner unterschiedliche Beziehungen zu ihren jeweiligen abwesenden Orten. Die Bedeutung, die ein abwesender Ort auf der symbolischen Ebene der Repräsentationen und im alltäglichen Leben der Betroffenen hat, kann also sehr unterschiedlich ausfallen. Es kann zum Beispiel sein, dass sich jemand kaum um das Spannungsverhältnis zwischen hier und dort kümmert, während eine weitere Person ihr gesamtes Leben am abwesenden Ort orientiert. Im letzten Fall kann man von einer Sehnsucht nach dem abwesenden Ort sprechen. Man möchte sich dort und nicht hier befinden. In der Literatur wurde diese Situation u.a. durch den Begriff der Rückkehrphantasie bzw. Rückkehrillusion erfasst (vgl. Hall 2000a). Der Gedanke, dort und nicht hier sein zu wollen, hängt dabei nicht nur vom abwesenden Ort an sich ab, sondern auch – und sogar ganz besonders – von der Situation am Ort des Daseins. So steht zum Beispiel der Wunsch, in das ursprüngliche Herkunftsland zurückzukehren, direkt in Verbindung mit dem Wohlbefinden am tatsächlichen Wohnort (vgl. u.a. Kalpaka 1986; Bendit 1997; Gutiérrez Rodríguez 1999).

Der folgende Abschnitt soll die Bedeutung untersuchen, die Deutschland als abwesender Ort für die jungen Erwachsenen meiner Stichprobe besitzt. Besonders für diejenigen, die eine bikulturelle Sozialisation in Chile erfuhren, ist die Bundesrepublik Deutschland ein dauerhaft abwesender Ort. Andererseits existiert Deutschland in der chilenischen und deutsch-chilenischen Ge-

genwart als symbolische Repräsentation. Daher wird Deutschland zu einer Präsenz in der Abwesenheit.

F: „Ja, ja. Es war immer eine Neugierde, weil es etwas ist, dass ... Es ist irgendwie da, aber gleichzeitig ist es nicht da.

I: hm hm

F: Deutschland befindet sich in der Landkarte, die im Klassenraum hängt.

I: hm hm

F: Es befindet sich in der Fahne, die sie hin und wieder hissen. In der Sprache, die du sprichst. Aber es ist nicht da. Weil es sich 16.000 km entfernt befindet.“ (Francisco, 1277–1282) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Der abwesende Ort macht die Betroffenen, die keine Migrationserfahrung besitzen, besonders neugierig und diejenigen, die schon einmal in Deutschland lebten, sehnsüchtig.

F: „Es gibt immer ein ... (2 Sek. Pause) Die Tatsache, das man so viele Einflüsse hat, weil einige Dinge dort in gewisser Hinsicht deine *Neugierigkeit* [Deutsch i. Orig.] erwecken.

I: hm hm

F: *Man will eben wissen, was so ist. Wie es dort sein soll und was nicht. Eh, und mir, ja ...* [Deutsch i. Orig.] Und na ja, ich hatte schon immer Einfluss aus Deutschland, Deutschland, Deutschland, Deutschland. Und die Geschichte ist, dass mein Vater in Deutschland studiert hat und ... (3 Sek. Pause) Dann meine Cousins und alle.“ (Francisco, 84–90) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

M: „Es war schon so, dass ich jahrelang davon geträumt habe, wie ich zurückkehrte und ...

I: ja?

M: Ich versuchte mir vorzustellen, wie es meinen Freunden so ging. Denn ich hatte immer noch Briefkontakt zu ihnen.“ (Manuela, 296–299) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Am häufigsten jedoch wird Deutschland in seiner Abwesenheit idealisiert. Die Idealisierung von Deutschland erfasst sowohl diejenigen, die keine Migrationserfahrung haben, als auch diejenigen, die schon einmal in Deutschland lebten.

C: „Mein Vater erzählte sein ganzes Leben lang nur wundervolle Dinge über Deutschland.

I: Ja? Wundervolle Dinge?

C: Ja. Immer. Immer

I: Ja?

C: Er ist sehr nationalistisch

I: Ach so

C: Eh. Immer hat er irgendwie ... Er hat uns ja auch eingebürgert. Er hat uns, wir haben die Staatsbürgerschaft, die doppelte Staatsbürgerschaft. Und er hat immer gewollt, dass wir zuerst das deutsche Blut und erst danach das chilenische Blut tragen. Er hat uns irgendwie eingetrichtert, dass alles Deutsche gut war. Eh. Er hat irgendwie immer ein tolles Bild von Deutschland gemalt. Und er wollte, dass jedes von seinen Kindern – und in der Tat waren wir alle einmal dort – ah, dass wir Deutschland besuchen. Er war also sehr stolz auf sein Land. Immer.

I: hm hm

C: Und in den Fußballweltmeisterschaften war er immer für Deutschland.“ (Camila, 95–107) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Begeisterung für Deutschland verdrängt dabei jeden rationalen Gedanken: Die Beteiligten können sich zwar darüber im Klaren sein, dass Deutschland nicht so toll ist, wie sie es sich vorstellen, doch sie können es nicht verhindern, Deutschland als idealen Ort zu empfinden.

S: „Als ich nach Deutschland zurückkehrte. (5 Sek. Pause) D.h. als ich nach Deutschland zurückkehrte, hatte ich den Ort etwas idealisiert. Seitdem ich nach Chile gegangen war. Denn als ich nach Chile ging, war das der, der wirkliche Schock war so groß, dass in Deutschland alles *bacan* [super, Anm. des Verf.] war, während Chile zu einem bestimmten, zu einem bestimmten Zeitpunkt irgendwie nichts war. Später hat sich das gebessert. Aber es war irgendwie dieser Prototyp, dass in Deutschland die Sachen funktionieren und dass sie, dass alles *bacan* war und all das. Das ist irgendwie stark markiert geblieben. So kam es, dass dieser Gedanke bei meiner Rückkehr nach Deutschland immer noch sehr präsent war. Obwohl ich mir eigentlich darüber bewusst war, dass die Dinge nicht so waren. Sie waren selbstverständlich nicht so. Aber in meinem Unterbewusstsein hatte ich doch das Gefühl, dass die Dinge doch so waren.“ (Simon, 447–453) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Nicht selten wird Deutschland zum Familienmythos erhoben (vgl. zum Begriff des Familienmythos Andolfi/Angelo 1989). Der Familienmythos bezieht sich auf eine Mischung aus faktischem Wissen, Phantasien und Überzeugungen, die innerhalb einer Familie von Generation zu Generation übertragen werden. Der Familienmythos trägt zur Kohäsion und Identitätsgefühl der Familie bei. Familienmitglieder verpflichten sich gegenüber ihrem Familienmythos. Es ist schwer aus diesem Glaubenssystem herauszutreten. Die Interpretation von Deutschland als Familienmythos entspricht der Beobachtung, dass Deutschland wiederholt als Orientierungspunkt in den Familiengeschichten der Interviewpartner auftaucht.

F: „Und na ja, ich hatte schon immer den Einfluss von Deutschland, Deutschland, Deutschland, Deutschland, Deutschland. Und die Geschichte ist, dass mein Vater in Deutschland studierte und (3 Sek. Pause) dann meine Cousins und alle [...] Und meine Mutter fühlt sich Chilenin. Ausschließlich. Aber wie die Dinge im Leben so sind – meine Mutter ist die Älteste –, sie hat einen Deutschen geheiratet. Und dann kommt ihr Bruder – es ist der Bruder, der genau nach ihr kommt – er ging nach Deutschland, um dort zu arbeiten. In der Tat, er ist gerade erst zurückgekehrt. Aber er blieb die letzten fünfzehn Jahre dort. Und die Schwester, die nach meiner Mutter kommt – meine Tante – sie ist auch nach Deutschland gegangen, um dort ihr Glück zu versuchen. Sie blieb schließlich dort. Und na ja, meine letzte Tante, die in V. [mittelgroße Stadt in Südkile, Anm. des Verf.] lebte, hat auch einen Deutschstämmigen geheiratet (Interviewerin lacht). Es ist als sehr *fome* [langweilig, Anm. des Verf.]. Aber ...

I: Die Beziehung ist am Ende irgendwie doch ziemlich stark ...

F: Sie war stark genug, damit aufgrund verschiedener Motive, alle irgendwie mit Deutschland verwandt blieben. Wenn sie nicht zurückgekehrt sind [nach Deutschland, Anm. des Verf.], so haben sie einen [Deutschen, Anm. des Verf.] geheiratet. So kann man nicht ... Na ja, außer meinem Großvater, der aus der [deutsch-

chilenischen, Anm. des Verf.] Kolonie ausstieg, blieb der Einfluss erhalten.“ (Francisco, 88–90/1082–1092) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Schließlich ist Deutschland auch ein diskursiver Ort, von dem aus Chile beobachtet wird. Dabei wird Deutschland zu einer Subjektposition gemacht, während Chile die Position eines beobachteten Objektes einnimmt.

C: „Was passierte ist, dass meine Eltern nicht darüber erzählten ... (2 Sek. Pause); ich glaube, dass meine Eltern sich nicht so sehr von der deutschen Kultur objektivierte. Sie sprachen irgendwie immer darüber, wie sie die chilenische Kultur empfanden [...] Irgendwie haben sie sich immer als deutscher Appendix in Chile gefühlt. So haben sie immer Chile mit Staunen betrachtet, sei es gut oder schlecht gewesen. So war es immer, das heißt, ich glaube, dass ich mir eher im Klaren darüber bin, eh, welche die Stärken und Schwächen von Chile oder der chilenischen Kultur sind und nicht, welche die Stärken und Schwächen der deutschen [Kultur, Anm. des Verf.][...] Also war es mehr so, dass sie [Eltern, Anm. des Verf.] uns Familiengeschichten erzählten. Familiengeschichten, eh, Dinge unter uns. Witze, Anekdoten, aber keine Dinge über Deutsche.

I: hm

C: Weil meine Eltern eben Deutsche waren. Also haben sie uns mehr über die Chilenen erzählt.“ (Carola, 266–284) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Deutsche Kultur im chilenischen Alltag

Wenn es um die Bedeutung von Deutschland im chilenischen Alltag geht, sprechen die meisten Interviewpartner von dem Einfluss der deutschen Kultur in ihrem Leben. Dabei können sie selber oft nicht so genau sagen, was sie darunter verstehen. Sie bezweifeln zwar nicht, dass es so etwas wie eine deutsche Kultur „gibt“, doch sie sind sich nicht ganz sicher, ob das, was sie unter deutscher Kultur verstehen, der wahren deutschen Kultur entspricht. Denn sie kennen nur eine indirekte bzw. vermittelte Version der deutschen Kultur. Die Tatsache, dass vermeintlich typische deutsche Verhaltensweisen auch bei Chilenen zu beobachten sind, bringt einige weiterhin ins Schwanken: Was ist eigentlich deutsche Kultur? Entspricht das Verständnis der deutschen Kultur in Chile der authentischen deutschen Kultur? Gibt es überhaupt so etwas wie eine deutsche Kultur?

F: „Ich weiß nicht, bis zu welchem Punkt ich von der deutschen Kultur sprechen kann, weil ich eigentlich niemals dort gelebt habe. Ich bin dort höchstens drei Monate im Austausch gewesen, aber ...

I: hm hm

F: ... aber ich war nie länger als das dort. Ich beziehe mich immer auf die Deutschen, die nach Chile kamen. Doch eine Mehrheit von ihnen hatte schon einen chilenischen Einfluss. Das heißt, da waren vielleicht drei oder vier, von denen die kamen, alle anderen, die kamen, hatten chilenische Eltern oder Eltern mit irgend einem anderen Einfluss und sie kamen nach Chile. Das heißt, sie hatten schon immer einen deutsch-chilenischen Einfluss. Also stand immer die Frage im Raum, eh, ob es sich nicht um selbstkreierte Vorstellungen über Deutschland handelte. Na ja, zu diesem Zeitpunkt fragte man sich eigentlich überhaupt nichts.“ (Francisco, 155–165) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

C: „Und das Bier ...

I: Nein, mir schmeckt das nicht. Und dir?

C: Doch. Aber es schmeckt auch den Chilenen. Also... [...] Ehm. Klar. Mir schmeckt die deutsche Küche. Doch, was ist für dich deutsche Küche.

I: Tja, das ist eine schwierige Frage (lacht)

C: Denn für mich bedeutet die deutsche Küche Kartoffeln. Mit Schweinefleisch und Rotkohl.

I: Klar

C: Siehst du? Aber das sind, meiner Meinung nach, deutsche Gerichte, die man in Deutschland vor 50 Jahren aß. Typische Gerichte.“ (Claudio, Z. 433–443) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Wie Claudio schon andeutet, verbinden meine Interviewpartner deutsche Kultur vorwiegend mit deutscher Küche bzw. deutschen Essgewohnheiten. Wobei man sagen muss, dass es keine eindeutige Übereinstimmung bezüglich der Definition deutscher Essgewohnheiten gibt. Ferner werden manche Gerichte als deutsch bezeichnet, obwohl sie eigentlich, zumindest laut Geschichtsbüchern, einer anderen Tradition entspringen (z.B. die *once*). Weitere Essgewohnheiten können unter Umständen mit einer deutschen Tradition in Verbindung gebracht werden, doch sie haben sich eigentlich längst ihrem neuen Kontext angepasst und verändert (z.B. der *Hotdog*). Man kann also insgesamt behaupten, dass die deutsche Küche nicht wirklich festgelegt ist und ihre Grenzen gegenüber andersartigen Essgewohnheiten eher fließend sind.

C: „Na ja, es gab immer Kartoffeln. Im Grunde ist es die Kartoffel, das typische (?), Schweinefleisch. Viel Wurst. Deutsches Brot, schwarzes Brot. Dinge, die es hier nicht ... Eigentlich gefällt mir die Küche. Sehr, sehr, eh ... Rotkraut zum Beispiel. Sachen, wo man eben sagt: gut, viele deutsche Würste. Und meine Eltern sind von diesen Dingen sehr angetan. Sie schmecken ihnen. So haben sie uns ... Wir haben diesen Geschmack für deutsche Gerichte entwickelt. Oder Leber, aber ich weiß nicht ... Oder *Hotdogs* [entspricht in Chile einem Wurstbrot mit Tomaten, Avocado, Mayonnaise, Senf und weiteren Zutaten, Anm. des Verf.], ich weiß nicht, bei den Partys. Solche Dinge zu essen. Bier nicht, das nicht. Das heißt, mein Vater trinkt, aber wir nicht.“ (Camila, 377–382) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

GF: „Das Essen zum Beispiel (Interviewerin lacht). *Once* [entspricht der chilenischen Kaffeezeit am frühen oder späten Nachmittag, kann auf eine chilenische Tradition zurückgeführt werden, Anm. des Verf.] zu haben. Oder was weiß ich, *Kaiser* [Deutsch i. Orig., meint Cordon bleu, Anm. des Verf.] oder manchmal ... Die *Kaiser* [Deutsch i. Orig.] Schnitzel, kennst du sie?

I: hm, ja

GF: Ehm. Ich weiß nicht. Der *Kuchen* [Deutsch i. Orig.] zur Teestunde. Was weiß ich.“ (Gian Franco, 360–364) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Neben deutscher Kultur als deutsche Küche gibt es auch die Ansicht, dass deutsche Kultur in der deutschen Sprache wiederzufinden ist. Ob spontaner Sprachwechsel oder deutsche Sprachfloskeln im alltäglichen Gespräch, deutsche Sprache zeugt von dem Vorhandensein einer Differenz gegenüber einem durchschnittlichen chilenischen Bürger.

C: „So wie ... Oder Dinge ... Manchmal gibt es, eh, das ‚Guten Tag‘ oder ‚Gute Nacht. Schlaf gut‘ [Deutsch i. Orig.]. Es gibt immer Dinge, die bis heutzutage erhalten geblieben sind. Sie sind – oder die Begrüßungen – immer noch irgendwie auf Deutsch. Oder manchmal spricht man, du sprichst auf Spanisch und, und benutzt dabei deutsche Wörter.“ (Camila, 368–370) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

M: „Manchmal befinde ich mich auch zuhause und er [Freund, Anm. des Verf.] kommt mit nach V. [mittelgroße Stadt in der V Region] Dann spreche ich mit ihm und mit meiner Mutter am Tisch auf Spanisch und auf einmal wup! fange ich an, auf Deutsch zu sprechen. Und er sagt zu meiner Mutter: ‚Klar ...‘ Wie sagt man das noch? ‚... ich kann ja auch verstehen‘. (Interviewerin lacht) ‚Warum sagst du die Dinge nicht auf Spanisch‘. Doch es ist etwas Spontanes. Manchmal ergibt sich das einfach.“ (Manuela, 446–450) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Deutsche Kultur wird weiterhin am eigenen differierenden Verhalten bzw. Denkmustern festgemacht. Das heißt, deutsche Kultur bedeutet, anders (als Chilenen) zu sein. Hinter diesen Aussagen steht daher auch meistens eine implizite Gegenübersetzung von Gesellschaftsbildern. Es ist der Vergleich von vermeintlich deutschen gegenüber anderen – meist chilenischen – Verhaltensweisen und Denkmustern, die sich auf diese Weise gegenseitig definieren.

F: „Ich finde, dass es nicht gleich ist. Eigentlich spielt es – das mag vielleicht, wie sagt man noch? *kitschig* [Deutsch i. Orig.] klingen, nicht wahr? – aber in allem, was ich bin, gibt es etwas Deutsches. So kann man in Wirklichkeit in allem, was ich unternehme, bemerken, dass es so etwas gibt. Eigentlich ist es ... Oder vielleicht glaube ich, dass es etwas mit Deutschland zu tun hat, aber ich kann es wirklich an allem erkennen. An der Art und Weise, wie ich die Sachen angehe, wie ich denke, die Leute, mit denen ich mich treffe.

I: hm hm

F: In allem, was ich tue oder nicht tue, gibt es immer einen deutschen Einfluss. Immer. Es ist wie (3 Sek. Pause), fast ... Ja. Ich würde sagen, dass fast in allem [...] Oder in der Verhaltensweise, die Art und Weise wie, ich weiß nicht, wie ich zuhöre. Analysiere. Alles kritisiere. Na ja, nicht alles, aber viele Dinge.“ (Francisco, 1107–1121) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

I: „Und wie beeinflusst es dein Leben? Wie merkst du das?

R: Pfff... Dass ich im Supermarkt einkaufen gehe und sage: ich will keine Tüten nehmen, oder nur eine oder nur die nötigen. Ehm. Letztes Jahr bin ich tanken gegangen, zum er... also ich war letztes Jahr zum ersten Mal seit ziemlich, seit drei Jahren, glaub' ich, nicht mehr, oder seit zwei Jahren, nicht mehr hier gewesen. Dann bin ich tanken gegangen und dann hab' ich gedacht... ehm, ich glaube ich hab 20.000 oder so getankt. Und dann wollte ich Trinkgeld geben, noch die zehn Prozent. Wollt ich, wollt ich schon (?) ganz so abgeben bis meine Mutter gesagt hat: Spinnst du? (beide lachen)

R: Da reichen 300 Pesos. Ehm (5 Sek Pause) Aber ich denke mein Fahrstil hat sich auf jeden Fall verbessert.“ (Rubens, 303–310) [Deutsch i. Orig.]

Rubens Aussage bezieht sich u.a. auch auf eine Differenz Erfahrung, die von einer anderen Interviewpartnerin – Carola – als *chascarros culturales* bezeichnet wurde. *Chascarros culturales* können in der deutschen Sprache ungefähr mit dem der Idee eines kulturellen Stolperns umschrieben werden. Sie beziehen sich auf Schwierigkeiten bei der richtigen Deutung alltäglicher Situationen und unangepasstes Verhalten aufgrund einer falschen Interpretation.

In den meisten untersuchten Fällen führen solche *chascarros culturales* zu keiner wesentlichen Behinderung und werden von den Betroffenen mit Humor aufgefasst. Die bittere Erfahrung an diesen Missverständnissen liegt jedoch darin, dass die betroffenen Individuen nicht in ihrem chilenischen Umfeld bzw. Kultur aufgehen können, sondern immer mit der Erfahrung konfrontiert werden, dass sie anders sind. Dieses Anderssein wird in Zusammenhang mit dem deutschen kulturellen Einfluss gebracht.

Schließlich wird deutsche Kultur auch mit deutschen Traditionen und Festlichkeiten assoziiert. Oder genauer gesagt, es geht weniger um unterschiedliche Festlichkeiten, sondern eher darum, wie diese gefeiert werden. Denn sowohl in Chile als in Deutschland stehen christliche Feierlichkeiten im Vordergrund: Weihnachten, Ostern, Advent, Nikolaus, usw. Doch der Kontext, in dem diese Feste stattfinden, und die Art und Weise, wie diese Festlichkeiten gefeiert werden, ist in Chile und Deutschland etwas anders. An dieser Differenz wird die „Präsenz“ deutscher Kultur festgemacht.

V: „Wir führen deutsche Gewohnheiten weiter, aber nur die lustigen Dinge. Zu Weihnachten Kekse backen, oder der *Adventskranz* [Deutsch i. Orig.]. Hier gibt es keinen *Adventskranz* [Deutsch i. Orig.].

I: Nein

V: Hier nicht. Niemand weiß davon. Das heißt, hier feiert man nicht den Advent. Es sind also Dinge, die es hier nicht gibt ...“ (Vera, 352–355) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

M: „Oder die Form, wie man, ich weiß nicht, wie man zum Beispiel ... Für mich wird es immer *Weihnachten* [Deutsch i. Orig.] oder *Nikolaus* [Deutsch i. Orig.] oder all diese Dinge geben. Ich erinnere mich daran, dass man in Chile diese Sachen nicht kennt-, bzw. sie nicht feierte. Aber ... Oder anders. Die Erinnerung daran wird bei mir immer präsent sein. Weil ich irgendwie eine ... Diese ganzen Dinge habe ich sehr im deutschen Stil erlebt.“ (Manuela, 558–561) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Interessant ist jedoch dabei, dass deutsche Gewohnheiten bei ihrer Übertragung nach Chile dekontextualisiert werden und dadurch ihren ursprünglichen Sinn verlieren. Daran kann man erkennen, dass Traditionen und Gewohnheiten nicht wirklich eine Bedeutung in sich selbst tragen, sondern diese durch ihre Einbettung in den jeweiligen Kontext erlangen.

M: „Ich habe irgendwie schon, ich weiß nicht, die Kälte vermisst. Oder ich weiß nicht, Weihnachten ohne ... Dort war Weihnachten mit Schnee und in Chile mit dieser Hitze. Es war eigenartig [...] Und bei mir zuhause, ich weiß nicht. Meine Mutter machte *Glühwein* [Deutsch i. Orig.] für den Winter zum Beispiel. Oder heiße Schokolade. Und ich sagte zu ihr: ‚Mama, ich habe keine Lust auf heiße Schokolade, es ist doch so warm.‘“ (Manuela, 179–183) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

In Santiago aufgewachsen

Entlang der folgenden Seiten wird nun die erste Gruppe von Interviews präsentiert. Wie gesagt handelt es sich hierbei um junge Erwachsene, die in Chile im Rahmen eines deutsch-chilenischen bikulturellen Kontexts in Santiago aufgewachsen sind. Bis auf Sandra, die eigentlich zur dritten Generation deutscher Migranten zugerechnet werden muss, besitzen alle anderen Interviewpartner dieser Gruppe deutsche Eltern.

Die Schulzeit verbrachte die Gesamtheit dieser Gruppe an einer deutschen Begegnungsschule. Dabei besuchten Sandra, Francisco und Claudio eine Muttersprachenklasse. Carola und Camila besuchten dagegen jeweils eine Ergänzungs- und eine Fremdsprachenklasse. Zum Zeitpunkt des Interviews absolvieren die meisten ein Universitätsstudium an verschiedenen Universitäten innerhalb von Santiago.

Sandra: Verflixte Deutsche

Sandra ist zum Zeitpunkt des Interviews 20 Jahre alt. Sie besitzt die chilenische Staatsangehörigkeit und das Recht, die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen, obwohl sie das bisher noch nicht wahrgenommen hat. Sandra studiert Zahnmedizin an der Universität C.¹ und macht den Eindruck einer selbstsicheren und humorvollen Person. Das Interview wurde auf Spanisch durchgeführt².

Sandras Lebenswelt ist im chilenischen Kontext situiert, da sie hier seit ihrer Geburt lebt. Dennoch befinden sich ihre Wurzeln in Deutschland, da sie deutsche Großeltern hat.

S: „Und die Beziehung zu Chile ist, dass ich hier geboren bin. Hier befinden sich meine Freunde. Meine ganze Welt befindet sich hier. Die von heute.

I: hm hm

S: Doch meine Wurzeln befinden sich dort.“ (10–13)

Sandras Migrationshintergrund bezieht sich zunächst einmal auf die Migrationsgeschichte der Mutter ihrer Mutter, d.h. Sandras Großmutter. Sandras Großmutter war damals 16 Jahre alt, als eine ältere Dame aus ihrem Dorf eine Reise nach Chile organisierte, um dort nach ihrem „verlorenen Ehemann“ zu suchen. Sandras Großmutter wurde dabei als Begleitperson engagiert, um mit dieser Dame nach Chile zu reisen. Doch kurz nach der Ankunft in Chile starb die ältere Dame und Sandras Großmutter blieb dort mittellos sitzen. Zu ihrem

1 Es gibt in Chile einerseits die sogenannten traditionellen und andererseits private Hochschulen. Unter den traditionellen Hochschulen befinden sich zwei Institutionen, die eine besonders zentrale Rolle spielen. Beide unterscheiden sich bezüglich der Studentenschaft, die sie bevorzugt aufnehmen und bezüglich der Hochschulkultur, die sie vertreten. Die besagten Hochschule werden im Rahmen dieser Arbeit fortan als Universität C. und Universität P. bezeichnet werden.

2 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

Glück wurde sie jedoch von der deutschen Kolonie in Santiago aufgenommen und begann kurze Zeit darauf zu arbeiten. In Santiago traf sie schließlich auch ihren zukünftigen Ehemann, d.h. Sandras Großvater. Es handelte sich dabei um einen Mann deutscher Herkunft, der nach Chile gekommen war, weil er in Deutschland keine Perspektiven mehr sah. Er stammte nämlich aus einer Bäckerfamilie, wo traditionsgemäß der älteste Sohn die Bäckerei erbt. Da Sandras Großvater jedoch der jüngste Sohn der Familie war, musste er sein Glück woanders versuchen. So kam es, dass er nach Südamerika auswanderte und dort Sandras Großmutter kennen lernte.

Von Seiten des Vaters kam Sandras Großvater nach Chile. Er traf 1937 in Santiago ein, um hier an einer Niederlassung einer deutschen Bank zu arbeiten. Er brachte damals auch seine Verlobte mit, die er anschließend hier heiratete. Eigentlich hatten beide die Absicht, nach vier oder sechs Jahren wieder nach Deutschland zurückzukehren, doch sie wurden vom zweiten Weltkrieg überrascht und sahen sich gezwungen, in Chile zu bleiben.

Sandras Eltern kamen also beide in Chile zur Welt und besuchten beide eine deutsche Begegnungsschule. Sie lernten sich weiterhin im Rahmen der deutsch-chilenischen Kolonie kennen, nachdem Sandras Vater von seinem Studium in Deutschland zurückgekehrt war. Sandras Eltern zeigen also sozusagen eine typische deutsch-chilenische Biografie im Rahmen deutsch-chilenischer Institutionen. Sie können daher auch als Deutsch-Chilenen oder deutsche Nachkommen der zweiten Generation betrachtet werden. Das bedeutet weiterhin, dass Sandra – als einzige Person innerhalb der Stichprobe – zur dritten Generation deutscher Einwanderer in Chile gehört.

Sandras Lebensgeschichte beginnt quasi mit ihrer Schulgeschichte. Sie besuchte „selbstverständlich“ (71) eine deutsche Begegnungsschule und ist mit ihrem Schulaufenthalt äußerst zufrieden. Sie hat nur gute Erinnerungen an ihre Schulzeit. Ihre Erfahrungen an der Begegnungsschule und ganz besonders im Rahmen der Muttersprachenklasse haben ihr Leben nachhaltig beeinflusst.

S: „*Bacán, bacán* [toll, super, Anm. des Verf.] (beide lachen). Ich habe es an der Schule *chancho* [phantastisch, toll, super, Anm. des Verf.] verbracht. Nein, es hat mir sehr gefallen. Die [Muttersprachenklasse, d. Verf.] hat mich in vieler Hinsicht geprägt. [...] Wir haben unsere Schule geliebt. Wir haben es hervorragend, hervorragend, hervorragend verbracht.“ (145–147/562)

Ihre ehemaligen Mitschüler aus der Muttersprachenklasse bedeuten Sandra bis heute einfach alles. Sie ist der Ansicht, dass sie eine tolle Schulklasse hatte, weil sie alle sehr eng miteinander verbunden waren.

S: „Es war, hm. Nun ja. Ich glaube, ich hatte das Glück, dass ich eine exquisite Klasse hatte. Exquisit. Das heißt (2 Sek. Pause), man könnte sagen, dass alle sehr gute Elemente waren. So. Meine Mitschüler, wir hatten das Glück, dass wir sehr eng zusammenhielten. Eh, es gab keine großen Rivalitäten, keine Trennungen, dass die Jungen gegen die Mädchen. Na ja, in der fünften Klasse ist es natürlich so, dass die Jungen gegen die Mädchen. Aber seitdem nicht mehr. Wir wurden zu guten Freunden. Es gab zwar immer ein paar *Außenseiter* [Deutsch i. Orig.], doch *überall* [Deutsch i. Orig.], aber es waren nicht viele. Das heißt, ich weiß nicht, von den 29,

die wir waren, waren wir etwa 20, die wir eng zusammenhielten. Und das, glaube ich, war sehr besonders.“ (173–179)

Daher ist die wiederholte Abschiednahme von Schulfreunden aus der Muttersprachenklasse bisher auch eine der schwerwiegendsten Erfahrungen in Sandras Leben gewesen. Das war weiterhin auch der Grund, weshalb ihre Eltern zunächst nicht wollten, dass sie eine Muttersprachenklasse besucht, da diese erfahrungsgemäß eine starke Rotation von Mitschülern hat. Doch Sandra interpretiert die ständigen Verluste von wichtigen Beziehungen im Rückblick eher positiv, weil sie dadurch gelernt hat, ihre Freundschaften bewusster zu erleben und den Abschied von geliebten Menschen besser zu akzeptieren.

S: „[Über die Erfahrung innerhalb der Muttersprachenklasse, d. Verf.] Ich habe mich daran gewöhnt, Menschen zu verlieren. Und es ist nicht schlecht. Es ist nicht schlecht. Ich habe mich daran gewöhnt, die Minute zu genießen, die ich mit anderen Leuten verbringe. So gut wie möglich mit ihnen zu teilen. Sehr glücklich zu sein, ich weiß nicht. Die Zeit mit ihnen zu nutzen, ihnen Freude und Energie weiterzugeben. Natürlich bin ich mir der Verantwortung gegenüber der Zukunft bewusst. Auf jeden Fall. Jedoch – so wie andere es vielleicht sagen würden – sie jede Minute so gut wie möglich zu lieben. Und so wirst du es nicht bereuen, wenn dann der Moment der Abschied kommt, dass du sie nicht umarmt hast, ihnen nicht gesagt hast, dass du sie gern hast, dass du nicht mit ihnen ins Kino gegangen bist. Das heißt, ich habe das gelernt, dass man mit jeder Person jede Minute ausnutzen muss und ihr sagen musst, dass du sie gern hast. So sind Abschiede dann leichter zu ertragen.“ (157–164)

Bis in die Gegenwart fühlt sich Sandra bei ihren damaligen Mitschülern am ehesten zuhause. Hier kann sie sich entspannen und aufatmen. Hier fühlt sie sich frei und als Individuum anerkannt.

S: „Ich glaube, dass der Ort, an dem ich mich am ehesten zuhause fühle [die Klasse war, Anm. des Verf.]– sogar eher als bei meiner Familie –, weil dich die Freunde manchmal besser kennen als deine eigene Familie, weil du längere Zeit mit ihnen verbracht hast. Du hast mehr mit ihnen geteilt. Und ich glaube, dass ich mich in meiner Klasse sehr zuhause fühle. Und ja, es ist irgendwie, wir setzen uns und es ist haa! (Ton der Erleichterung). Irgendwie oh!

I: hm

S: Ich kann ruhig aufatmen. Und vielleicht auch – was ich dir schon vorhin erzählte – weil ich hier als Individuum anerkannt werde.“ (758–764)

Sandra macht unter ihren ehemaligen Mitschülern ferner die Erfahrung, dass sie gleich ist. Sandra bewertet diese Erfahrung jedoch erst im Nachhinein und aus der Perspektive einer starken Differenz Erfahrung an der Universität. Durch die Betonung von Gleichheit an der deutschen Schule hebt Sandra also gleichzeitig ihre gegenwärtige Erfahrung von Differenz hervor.

S: „Ja, gut. An der Schule ... Das ist etwas, weshalb es mir gefällt, mich wieder mit meinen Mitschülern zu treffen. An der Schule weiß ich, dass ich im Vergleich zum Rest absolut gleich bin. Das heißt, es war eine Beziehung unter Gleichen und so. Wir waren alle das, was wir die letzten 14 Jahre aus uns gemacht hatten; die Zeit, die wir zusammen verbrachten. Und es gibt keine Differenzen. Und man, ich weiß nicht, man zählt aufgrund der Anekdoten, die wir in unserem Leben erlebten und aufgrund der Fehler, die wir machten. In der Schule war es also super toll. Das heißt,

ich fühle, dass ich bin, was ich bin. Dort weiß ich, dass derjenige, der mich liebt, mich aufgrund dessen liebt, was ich bisher in meinem Leben gewesen bin. Und derjenige, der mich nicht liebt, weiß ich, dass es aus demselben Grund so ist. Verstehst du? An der Universität dagegen, zähle ich mehr für das, was ich projiziere ...

I: hm hm

S: ... und nicht für das, was ich bin.“ (276–283)

Letztlich beschränkt sich Sandras Erfahrung von Gleichheit nur auf die Muttersprachenklasse. Von den restlichen Schulklassen und der deutsch-chilenischen Kolonie allgemein wendet sich unsere Erzählerin dagegen dezidiert ab. Sie bezeichnet diesen Teil der deutsch-chilenischen Gemeinschaft als traditionell und unauthentisch.

S: „Ja dass ... Meine Meinung über die Kolonie ist (2 Sek. Pause). Eh. Mir gefällt viel besser das [Muttersprachen-, d. Verf.] Konzept der Kolonie – so wie die Klasse, sozusagen –, also die [Muttersprachenkolonie, d. Verf.], die ganz anders ist als die [Restkolonie, d. Verf.], so wie die anderen Klassen. Weil irgendwie ... Ich habe den Eindruck, dass die [Muttersprachenkolonie, d. Verf.] aus Deutsch-Chilenen besteht, die sich auf dynamischer Art und Weise auf der Grundlage der Gewohnheiten bilden, die [direkt, Anm. des Verf.] aus Deutschland kommen. Wo es wirklich einen äußerst ergiebigen kulturellen Austausch gibt. Von Gewohnheiten. Der Austausch ist manchmal schwierig, es gibt Auseinandersetzungen, es gibt Differenzen. Doch er ist viel reicher. Und ich habe den Eindruck, dass die anderen, die mehr Deutsch-Chilenen-Chilenen-Chilenen (lacht) ...

I: hm

S: ... ich finde, dass sie sich um Sachen kümmern ... Sie verlieren die Sprache. Sie verlieren irgendwie die Grundlage. Aber sie kümmern sich um ihre Traditionen und Traditionen und pflegen ihre Kontakte und die *pitutos* [Vitamin B⁺, Anm. des Verf.] und die *Burschenschaften* [Deutsch i. Orig.] und so ...“ (1573–1581)

Obleich sie schließlich zugeben muss, dass auch die Muttersprachenkolonie ein Teil der deutsch-chilenischen Gemeinschaft ist. So kann man sagen, dass sich Sandra letztendlich doch innerhalb dieser Gemeinschaft positioniert. In diesem Sinne sieht Sandra in ihrer Zukunft kein Entrinnen aus der deutschen Kolonie in Chile.

S: „Seien wir jung, versuchen wir dagegen zu kämpfen. Aber in fünf Jahren weiter werden wir uns bestimmt wieder dort [an der deutschen Begegnungsschule, d. Verf.] befinden (lacht).“ (1728)

Mehr noch, wenn Sandra in die Zukunft blickt, kann sie sich nur einen Ehemann aus dem deutsch-chilenischen Kontext vorstellen, da sie sich bei chilenischen und deutschen Männern nicht wohl fühlen kann. Nur die deutsch-chilenische Mischung gewährleistet eine ausreichende gemeinsame Basis. Sandra wird sogar noch spezifischer: Es darf kein Mann aus der deutsch-chilenischen Restkolonie sein, sondern es muss ein authentischer Deutsch-Chilene aus der Muttersprachenkolonie sein.

S: „Und ich weiß nicht, aber es fällt mir schwer, mich mit jemandem vorzustellen ... Ich mag es nicht, so verschlossen zu sein, aber gleichzeitig, das heißt, wenn ich mich in der Zukunft sehe, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass ich letztendlich einen meiner Mitschüler oder jemanden aus der *Schule* [Deutsch i. Orig.] oder vielleicht je-

manden aus der *Kirche* [Deutsch i. Orig.] heirate. Verstehst du? Genau deshalb! (beide lachen) [...] Und es ist schon eigenartig, aber ich bin schon mit Leuten aus der, na ja, aus der Kolonie ausgegangen, die eigentlich nicht zu meinem Freundeskreis gehören. Verstehst du? Doch sie waren irgendwie zu tief drinnen in der Kolonie. Ich meine damit den Teil der Kolonie, der mir nicht gefällt. Sie waren so. Dann bin ich auch mit jemandem ausgegangen, der hundertprozentig Chilene war, so aus der Universität, aus der Universität P. Verstehst du? Dort ... Sie haben nichts mit diesen Stadtteilen zu tun. Verstehst du?

I: hm hm

S: Und da sind wir eine Weile lang ausgegangen, aber auch nicht. Auch nicht. Ich konnte mich einfach nicht mit ihnen in der Zukunft vorstellen [...] Das heißt, ich habe mich mit meinen Freunden an der Universität darüber unterhalten. So, ich weiß nicht, so wenn jemand sagt: „ach, wen würdest du heiraten?“ oder „wer ist dein idealer Mann?“ Die Wahrheit ist, na ja, es könnte einer meiner engsten Freunde sein – das heißt, von den acht engsten Freunden, sagen wir mal – mit irgendeinem meiner Mitschüler. Weil wir die gleiche Basis haben und weil wir viele Dinge teilen, wir haben dieselben Werte [...] Eh, das heißt, da ist, wo ich manchmal sage: Gut. Verstehst du? Keine Chilenen. Keine Deutschen. Es muss die Mischung sein. Wie langweilig (sagt sie ganz leise).“ (1664–1697)

Auch wenn Sandra an ihre zukünftigen Kinder denkt, so kann sie sich nicht vorstellen, dass sie ihnen nicht die gleiche bikulturelle Erziehung weitergeben wird, die sie selbst erhalten hat.

S: „Ich wurde in Chile geboren und sprach Deutsch. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass ich meinen Kindern kein Deutsch beibringen werde. Das heißt (2 Sek. Pause) Ich war und ich bin absolut glücklich gewesen, so wie sie mich erzogen haben. Also möchte ich meinen Kindern selbstverständlich die gleiche Erziehung und die gleichen Möglichkeiten anbieten.“ (1660–1662)

Unsere Erzählerin war ferner nur zweimal in Deutschland. Das erste Mal nahm sie hauptsächlich den Kontakt zu ihrer Familie in Deutschland auf und besuchte mehrere Verwandte. Sandras zweiter Besuch erfolgte im Rahmen eines Schüleraustausches. Insgesamt hatten diese Aufenthalte in Deutschland jedoch keine große Bedeutung in Sandras Leben. Interessant ist jedoch, dass sie während ihrer Erzählung eher die Gemeinsamkeiten als Unterschiede mit Menschen deutscher Herkunft in den Mittelpunkt stellt. Sie interpretiert dabei ihre Erfahrungen in Deutschland mit Hinblick auf ihre Differenzerfahrungen an der Universität.

S: „Ich glaube, dass der Beginn meines Studiums an einer chilenischen Universität mit lauter Chilenen für mich einen wesentlich größeren Unterschied machte als die Erfahrung des Schüleraustausches. Das heißt, ich glaube, dass die Menschen dort [Deutschland, Anm. des Verf.] mir ähnlicher waren (beide lachen). Das heißt, ich hatte den Eindruck, dass ich mit den Leuten dort viel mehr gemeinsam hatte als mit den Leuten an der Universität, zum Beispiel.

I: hm hm

S: Bestimmte Werte wie zum Beispiel Kompromissbereitschaft, ehm, Verantwortungsbewusstsein. Solche Dinge. Ich glaube, dass ich dort keinen so großen Unterschied gespürt habe.“ (112–117)

Sandras Leben verändert sich vollkommen an dem Tag, an dem sie ihr Studium der Zahnmedizin an der Universität C. beginnt. Sie erlebt nämlich im Übergang von der Schule an die Universität eine situative Differenzerfahrung. Unter situative Differenzerfahrung verstehe ich eine Erfahrung von Differenz, die in Zusammenhang mit einem Kontextwechsel auftaucht. Situative Differenzerfahrungen stehen dabei im Gegensatz zu kontinuierlichen Differenzerfahrungen, die weniger in Verbindung mit einem spezifischen Kontextübergang auftreten, sondern eher im Alltag der Betroffenen integriert sind. Beide Differenzerfahrungen beziehen sich auf die Frage, wie und wann Erfahrungen der Differenz im Leben einer Person in Erscheinung treten.

Eine Person wird im Rahmen einer situativen Differenzerfahrung mit verschiedenen Differenzen konfrontiert: Sie muss sich einerseits mit einer veränderten Umgebung auseinandersetzen (z.B. andere Sprache, andere Institutionen, neue Verhaltensregeln) und ihr Leben an die neuen Rahmenbedingungen anpassen. Auf der anderen Seite fällt eine Kontextveränderung auch mit einer neuen Aushandlung von Zugehörigkeiten zusammen. Das heißt, es geht auch um eine Frage der sozialen Integration und Ausgrenzung. In einer situativen Differenzerfahrung überlagern sich beide Formen der Differenzerfahrung und können nicht immer deutlich auseinander gehalten werden.

Die Auseinandersetzung mit einem anderen Kontext und Differenzerfahrungen bei der Aushandlung von Zugehörigkeiten verursachen Stress. Aus diesem Grund handelt es sich bei situativen Differenzerfahrungen i.d.R. um prägende und einschneidende Lebensereignisse, die als Bruch oder Diskontinuität erlebt werden können. Es kann aber auch situative Differenzerfahrungen geben, die weniger stressbeladen sind. Auf jeden Fall fordern situative Differenzerfahrungen von den Betroffenen eine Umorientierung in ihrem Leben und bezüglich ihres Selbstbildes. Daher können sie als wichtige Momente der Konstruktion sozialer und kultureller Identitäten betrachtet werden.

Wie gesagt erlebt Sandra im Übergang an die Universität eine situative Differenzerfahrung. Dabei ist es höchst interessant zu bemerken, dass ein wichtiger Teil dieser Differenzerfahrung von Sandra selbst ausgeht. Mit anderen Worten, Differenz wird nicht in erster Linie von außen an Sandra herangebracht. Im Gegenteil, eigentlich ist es Sandra, die in der Auseinandersetzung mit ihren Kommilitonen an der Universität Differenzen unterstreicht und sich sozusagen selbst aussondert. Dabei richtet sich die kulturelle Differenzerfahrung an der Gegenüberstellung von Deutschen und Chilenen, d.h. sie ist an einer kolonialen Logik orientiert, wo Deutsche als verantwortungsbewusste, rationale und effiziente Menschen beschrieben werden, während Chilenen als nicht vertrauenswürdig, passiv und schüchtern gelten. Im Rahmen dieser Gegenüberstellung situiert sich Sandra eindeutig auf der deutschen Seite und sieht sich selbst im Gegensatz zu ihren chilenischen Kommilitonen. Zudem definiert Sandra diese Situation als eine komplementäre (Arbeits-)Situation, aus der beide Seiten profitieren. Dabei versteht sich von selbst, dass Sandra die Regie der Gruppenarbeit übernimmt.

S: „[Über ihre Partizipation im Studentenrat der Universität, Anm. des Verf.] Ich sehe die Dinge eben aus einer anderen Sichtweise. Das heißt, ich sehe alle Probleme in der Fakultät, an der Universität. Und die Beiträge, die ich leiste, sind völlig anders. Es gibt also einen großen Respekt unter uns, weil ich ... Es ist die andere Seite der Münze. Und ich repräsentiere im Vergleich zu ihnen eine ganz andere Seite der Münze. Daher gibt es auch viel Respekt und wir vertragen uns sehr gut. Weil wir uns auch viel mit ihnen unterhalten können und alles. Und in der Tat, na ja, man hat mich dieses Jahr eingeladen, um am Studentenrat teilzunehmen. Ich habe mich nie beworben oder etwas in der Richtung. Das heißt (?) Man hat mich eingeladen, daran teilzunehmen. Weil ich eine andere Sicht der Dinge habe [...] Es ist eine analytischere Sicht. Sie ist rationaler. Hm. Spezifischer. Effizienter.“ (314–325)

S: „Im Grunde genommen wissen sie, dass sie eine Hausarbeit schreiben müssen und dass sie diese Aufgabe nicht bewältigen werden können, wenn ich nicht hinter ihnen her bin und sie dazu zwingt. Es ist also eine gegenseitige Sache. Es ist ein *mutualismo* [eine gegenseitige Beziehung, aus der beide Seiten profitieren, Anm. des Verf.]

I: hm hm

S: Das heißt, wir arbeiten zusammen und wir arbeiten so. Sie machen zwar Witze und lachen über mich. Doch im Grunde kriegen wir es gut hin. Wir funktionieren. Wir arbeiten gut zusammen. Und ich muss allgemein sagen, dass es meiner Gruppe gut geht. Und na ja, es ist nicht nur, weil ich da bin, sondern klar, es ist, es ist eine Gruppenarbeit. Aber wir haben uns daran gewöhnt gut zu arbeiten. Und uns gegenseitig zu fördern. Das heißt, ich verlange von ihnen vielleicht Pünktlichkeit. Sie verlangen von mir vielleicht im Gegenzug, dass ich meine Sache gut mache.“ (360–367)

Anhand Sandras Erzählungen erlangt man ferner den Eindruck, dass die Kommilitonen ihren Identitätsentwurf weitgehend akzeptieren und sogar unterstützen. Auf der anderen Seite jedoch kann man erkennen, dass Sandras Kommilitonen sie nicht unbedingt ernst nehmen und dass sie Sandras Haltung zum Teil übertrieben, andererseits hartnäckig und manchmal sogar als lästig empfinden. Daher wahrscheinlich auch Sandras Spitzname: Verflixte Deutsche. Obwohl dieser Spitzname nicht wirklich Teil einer ausgrenzenden Praxis ist – es handelt sich vielmehr um eine Kritik, die mit Humor vermittelt wird –, so kann man daran doch erkennen, dass Sandras Kommilitonen in gewisser Hinsicht eine ambivalente Haltung gegenüber unserer Erzählerin zeigen.

S: „Zum Beispiel. Ich war gerade eine Woche lang zusammen mit meinen Kommilitonen im Urlaub. Und mein Spitzname ist *‘alemana del demonio’* [Verflixte Deutsche, Anm. des Verf.].

I: *Del demonio?* [bedeutet in einer direkten Übersetzung ‚teuflisch‘, Anm. des Verf.]

S: *‘Alemana del demonio’* (beide lachen). Warum, weiß ich nicht. Das heißt, ich stehe morgens früh auf. Und wir waren im Urlaub – wir sind in die USA geflogen – das heißt, selbstverständlich, dass ich ausgehen, spazieren gehen und kennen lernen wollte. Und sie wollte noch eine Weile länger im Bett bleiben. So kam es, dass ich, ich weiß nicht, sie jeden morgen aufweckte und ‚ja, wir müssen pünktlich sein. Beieilt euch mit der Dusche‘. Zwei Stunden in der Dusche. Wir waren nur Frauen. Das heißt, wann bekommst du vier Frauen aus der Dusche! Das ist unmöglich! (Interviewerin lacht) Also war ich immer hinter ihnen her. Ich weiß nicht. Vielleicht war ich ein bisschen zu aktiv. Oder vielleicht ist es, weil ich gerne reise und viel kennen lernen möchte [...] Und da haben sie mich geärgert. Ich sagte ‚gut, morgen um 6 Uhr müssen alle bereit sein‘ ‚Nein!‘ (beide lachen) Und ich weiß nicht, Verantwort-

tung ist noch so eine Sache. Ich weiß nicht. Wir gingen in ein Museum: „treffen wir uns um diese Zeit am Ausgang“. Hm, es gab einige, die kamen eine halbe Stunde später. Das sind dann solche Sachen ... Sachen, die wir als Deutsche so verinnerlicht haben.“ (199–213)

Sandra wird von ihren Kommilitonen ebenfalls als anders erkannt. Daran erkennt man, dass soziale und kulturelle Identitätsarbeit keine isolierte Leistung des Individuums ist, sondern auf einer gegenseitigen Aushandlung von Selbst- und Fremdzuschreibungen beruht (vgl. Dannenbeck et al 1999; Dannenbeck 2002, zum Thema der Identitätskonstruktion im sozialen Kontext s. auch Keupp 1999; Mead 1988; Bohleber 1997).

Sandra ist für ihre chilenische Umgebung zunächst einmal sichtbar anders, weil sie blond und groß ist und einen ausländischen Familiennamen besitzt. Daher bleibt sie an der Universität nicht unbemerkt.

S: „Wenn ich den Hof durchquere (lacht), dann ist es offensichtlich, dass ich nicht genauso aussehe wie die anderen. Und es ist offensichtlich, dass ich groß und blond bin. Dann bin ich ... Hier merkt man es eigentlich am ehesten.“

I: hm hm

S: Und ich weiß nicht. Wenn wir zum Beispiel durch I. [Stadtteil in Santiago, Anm. des Verf.] spazieren. Das ist ein völlig anderer Stadtteil als hier. Dann ist es irgendwie, ich weiß nicht. Es wird einem Komplimente gemacht und solche Sachen, wo man weiß „das ist nicht meine Schuld“. Das heißt, hier merkt man es am ehesten.“ (300–305)

S: „Nein, ja. Es gibt sie. Es gibt einen Unterschied, aber (2 Sek. Pause), das heißt (2 Sek. Pause) Es fängt schon damit an, dass die Lehrer nicht wissen, wie sie meinen Namen aussprechen sollen [...] Sie kommen also und sagen zu mir, ehm: S. S.? (spricht ihren Namen betont mit einem chilenischen Akzent aus) (beide lachen) Und sie fühlen sich, und sie werden so nervös, weil sie nicht wissen, wie sie es aussprechen sollen. Und (räuspert), und, na ja, das heißt, man sieht mich wahrscheinlich anders wegen der kulturellen Sache. Weil ich in gewisser Hinsicht Ausländerin bin. Das heißt, sie sehen die Teilnehmerliste und, na ja, Ausländerin eben. Das heißt, sie haben keine Ahnung, dass ich mein ganzes Leben in Chile verbrachte. Die Mehrheit dachte, ich käme aus Deutschland.“ (256–263)

Diese Interviewausschnitte zeigen, dass die Unterscheidung, die andere gegenüber Sandra treffen, zunächst keine abwertende Konnotation besitzt. Ganz im Gegenteil: Sandra geht spazieren und man macht ihr Komplimente. Lehrer werden nervös, weil sie ihren Namen nicht richtig aussprechen können. Das alles deutet darauf hin, dass es sich hier eher um eine positive Diskriminierung handelt. Genauer gesagt, die Differenzierung, um die es hier geht, weist Sandra als weiß, reich und international aus. Aufgrund ihres Aussehens, ihres Namens, aber auch aufgrund ihrer Leistung und ihres Charakters, gilt Sandra für ihre chilenischen Kommilitonen als erfolgreiche Ausländerin.

Dabei ist es jedoch wichtig anzumerken, dass positive Diskriminierung weiterhin Diskriminierung ist und sich im Handumdrehen in ihr Gegenteil wandeln kann. So wurde Sandra am Anfang auch als *cuica* bezeichnet. Der Begriff *cuico/cuica* bezeichnet jemanden, der eine konservative Haltung zeigt und einer höheren sozialen Klasse angehört (Brennan/Taboada 1999). Dabei

ist es wichtig zu verstehen, dass die Bezeichnung *cuico/cuica* eine eher negative bzw. abfällige Konnotation besitzt.

S: „Na ja, an der Universität war ich am Anfang natürlich die *cuica*, das heißt, die Blonde mit den langen Haaren.“ (267–268)

Daher ist es eigentlich angemessener, von der Existenz einer ambivalenten Haltung gegenüber Sandra zu sprechen, die auf eine Mischung zwischen Bewunderung und Neid hinweist und an die Beziehung zwischen Kolonialherrn und Kolonisierten erinnert (vgl. Fanon 1966, 1980; Bhabha 2000).

Sandra differenziert sich von ihren Kommilitonen weiterhin nicht nur anhand kultureller Kategorien. Ihre Differenzerfahrung bezieht sich ferner auf ihre Teilidentitäten als Sportlerin und Christin. Dabei kann man allerdings erkennen, dass die verschiedenen Grenzlinien nicht unabhängig voneinander existieren, sondern miteinander verbunden werden. So geht Sandra zum Beispiel zur evangelisch lutherischen Kirche, weil diese u.a. eine deutsche Kirche ist und sie sich aus diesem Grund hier wohler fühlt.

S: „Und unsere *Kirche* [Deutsch i. Orig.] ist in dieser Hinsicht rationaler. Das heißt, dass ich mich hier wohler fühle.“ (867)

Sandra glaubt, dass die Tatsache, dass sie eine gläubige Christin ist, ihre Kommilitonen viel mehr beeindruckt als ihre deutsche Herkunft. Das kommt wahrscheinlich daher, weil sie den anderen Studenten gerne über ihre Teilnahme an der Kirche erzählt.

S: „Na ja, am Anfang war es ‚Ah, die Deutsche‘. Doch später, glaube ich, war es eher deshalb, weil ich Christin bin. Ich glaube, dass das sie mehr beeindruckt.

I: Warum glaubst du das?

S: Weil ich es gerne zur Kenntnis gebe. Das heißt, ich verschweige nicht, dass ich Christin bin. Das heißt, nein. Das heißt, ich mag es sehr. Und ich erzähle ihnen ... Und es ist etwas, das meine Persönlichkeit und mein Wesen stark markieren. Also versuche ich, es ihnen so zu vermitteln. Weil es mich am meisten interessiert. Das heißt, damit sie mein christliches Beispiel sehen. Verstehst du? Damit sie davon lernen und dasselbe erleben wie ich. Ich mache zum Beispiel einen Religionskurs mit Kommilitonen aus der Universität. Wir treffen uns jeden Freitag. Das heißt, meine Mission verstehe ich eher in diesem Sinne. Es geht mir also in gewisser Hinsicht um das Evangelium.

I: hm hm

S: Es geht mir nicht darum zu zeigen, wie Deutsche und Chilenen sind. Das heißt, das ist für mich viel wichtiger.

I: hm hm

S: Es hat damit zu tun, dass ... Sagen wir es mal so, die Tatsache, dass ich Deutsch-Chilenin bin, daran erinnere ich mich nicht jeden Tag.“ (286–298)

Am vorherigen Interviewausschnitt kann man deutlich erkennen, dass Sandra hinsichtlich ihrer religiösen Identifikation – ähnlich wie bei ihrer Positionierung als rationale und effektive Deutsche – weiterhin eine führende, lehrende Rolle gegenüber ihren Kommilitonen einnimmt. Daher kann man auch in diesem Fall vermuten, dass sie selber diese Differenz gegenüber anderen Studen-

ten hervorhebt. Das heißt, auch hier handelt es sich in erster Linie um einen Akt der Selbstdifferenzierung und weniger um eine Fremdzuschreibung. Man kann weiterhin annehmen, dass Sandra, wie gesagt, ihr Deutschsein und ihren evangelisch-lutherischen Glauben miteinander verbindet und sich anhand dieser beiden Dimensionen gegenüber ihrem chilenischen Umfeld zu differenzieren versucht. Interessanterweise tendiert Sandra nämlich dazu, ihren christlichen Glauben vor ihren ehemaligen Mitschülern aus der Schule zu verstecken. Die Bedeutung der Differenz als Christin erlangt also in einem chilenischen und deutsch-chilenischen Kontext eine vollkommen andere Bedeutung.

S: „Auf der Rückreise [von einem Wochenende zusammen mit mehreren ehemaligen Mitschülern, Anm. des Verf.] habe ich mich mit zwei Mitschülerinnen, die mit mir im Auto fahren, über die *Kirche* [Deutsch i. Orig.] unterhalten. Und eigentlich, na ja, ich weiß nicht. Eine ist jetzt nach Deutschland gegangen und fragte mich, weshalb ich nicht vorher darüber gesprochen hatte, warum ich sie nicht eingeladen hatte. Im Grunde hat es sie niemals gestört, dass ich über die Kirche spreche. Dabei ist es oft so, dass man das lieber für sich behält und es nicht mit anderen Leuten bespricht. Irgendwie, zumindest (es klingelt das Telefon), im Gegenteil. Irgendwie erwarten sie, dass man sie zur *Kirche* [Deutsch i. Orig.] einlädt und einer selbst lädt sie nicht ein, weil man denkt, dass man sie dabei belästigt.“ (1137–1143)

Eine weitere relevante Dimension in Sandras Leben ist ihre Identität als Sportlerin, die zum Zeitpunkt des Interviews in einem tiefen Wandel begriffen war, da Sandra letzten Sommer an der Hüfte operiert wurde. Diese Operation bedeutete für Sandra ein schwerer Einschnitt in ihrem Leben, denn davor war Sport ein wichtiger Bestandteil ihres Alltags gewesen. Nun muss sie aber ihre sportlichen Aktivitäten stark einschränken, d.h. sie darf nur noch Fahrrad fahren und schwimmen. Dagegen war Sport für Sandra früher das Allerhöchste. Schon als sie klein war, fuhr sie Ski und gewann dabei sogar einige Medailen. Später spielte sie Hockey und war Mitglied der Hockeymannschaft im deutsch-chilenischen Sportverein. Sport bedeutete für Sandra ferner eine Differenzierung sowohl gegenüber ehemaligen Mitschülern aus der Schule als auch hinsichtlich chilenischen Kommilitonen. Mit Hinblick auf ihre Freunde aus der Schule hatte Sandra durch das harte Training einfach keine Zeit für sie und entfernte sich zum Teil von ihnen.

S: „Es gab eine Zeit, das war Hockey nicht nur eine Sportart, sondern eine Lebensweise. Denn in *segundo medio* [entspricht der 10. Klasse an einem deutschen Gymnasium, Anm. des Verf.] gibt es wenige Leute, die um zehn Uhr nachts nach Hause kommen. Die Mehrheit kommt um vier nach Hause und sieht die *telenovela* [lateinamerikanische/chilenische Seifenoper, Anm. des Verf.]. Ich sah keine *telenovela*. Alle haben sich über die *telenovela* unterhalten und ich hatte keine Ahnung. Das sind eben so Dinge, die mich auch etwas von meiner Klasse entfernt haben. Doch ich war in einem Team ... Na ja, ich habe schon als kleines Kind Hockey gespielt, aber in *segundo medio* bin ich im Team der ersten Division aufgenommen worden. Ich war also mit Leuten aus deiner Generation zusammen [...] Für mich war es: Verantwortungsbewusstsein – denn ich war der Torwart, der einzige Torwart. Das bedeutete, dass ich bei allen Wettkämpfen dabei sein musste. Ich muss so oder so erscheinen. Ich konnte nicht wenig schlafen. Das heißt, ich musst den Tag davor ausreichend geschlafen haben. Es waren also ein und ein halbes Jahr, wo ich wenig *car-*

rete [Umgangssprache, bedeutet abends ausgehen, Anm. des Verf.] hatte, weil ich eine Verantwortung gegenüber meinem Team hatte. Weil wir alle ein Team waren und ich wusste, dass auch der Rest früh zu Bett ging, um am nächsten Tag die notwendige Leistung erbringen zu können.

I: hm hm

S: Und da habe ich gelernt, verantwortungsbewusst zu sein, sich für andere aufopfern zu können, das heißt, alle zusammen, sonst funktioniert die Sache nicht.“ (793–811)

Im Rahmen der Universität stellt Sandra aktive und sportliche Deutsche im Gegensatz zu passiven und faulen Chilenen. In dieser Hinsicht verbindet sie auch Sport mit Deutschsein. Auch das Verantwortungsbewusstsein – für Sandra ein typisch deutsches Merkmal – hat sie eigentlich erst im sportlichen Rahmen erworben.

S: „Das und der Sport. Irgendwie ist Sport etwas sehr typisches für Deutsche allgemein oder für die Kolonie.

I: hm hm

S: Ich glaube, Ausländer sind sportlicher als Chilenen. Das heißt, in der Klasse [Schulklasse, Anm. des Verf.] waren wir eigentlich sehr faul, aber es gab hin und wieder einige Sportler. Das heißt, es gab ... Es gab genug Leute, die Sport machten. An der Universität dagegen, vergiss es! Sie sind alle faul.“ (695–700)

Bisher konnten wir sehen, wie Sandra anhand einer Konstellation verschiedenartiger Differenzierungen ihre eigene Identität entwirft. Indem sie ihre chilenischen Kommilitonen zum Beispiel als schüchtern bezeichnet, entwirft sie sich als deutsche selbstsichere Person. Oder wenn Sandra behauptet, dass andere Studenten nicht in der Lage sind, ihre Probleme selbst zu lösen, so teilt sie uns auch mit, dass sie sich selber als aktive junge Frau sieht, die ihre Probleme selbstständig löst. So können wir sehen, dass Identitätskonstruktion eng mit Prozessen der Differenzierung verbunden ist. Das bestätigt weiterhin die Auffassung, dass soziale und kulturelle Identität nicht etwas Wesenhaftes ist, sondern eine Konstruktion, die durch ständige Grenzziehungen gegenüber anderen zusammengestellt wird (vgl. Keupp et al. 1999; Hall 1999). Daher zieht Sandra bei der Frage nach ihrer kulturellen Identität auch eine Art Fazit, das ihre vorherigen Aussagen mehr oder weniger zusammenfasst. Dabei stellt sie ein Kontinuum von Chilenen bis zu Deutschen auf und positioniert sich dazwischen: Etwas näher am deutschen und etwas weiter entfernt vom chilenischen Pol. Diese Lage umschreibt sie an einer anderen Stelle allgemein mit dem Begriff „bikulturell oder die Bezeichnung, die du in deiner Arbeit verwenden wirst“ (668–669).

S: „Im Grunde ist es egal. Es ist egal. Das heißt, ich möchte mich wohl fühlen – und ich bin sicher dass ich mich hier [Chile, Anm. des Verf.] wohler fühle. Wenn du mich aber jetzt fragst, ob meine Gedanken eher chilenisch oder deutsch sind, dann weiß ich es nicht. In Wahrheit ... Vielleicht kannst du besser darüber sprechen, weil du Deutschland besser kennst als ich. Aber ich, wenn ich mich jetzt mit meinen Kommilitonen vergleiche, dann glaube ich, dass ich eher deutsch-chilenisch oder deutsch bin. Aber nicht so sehr chilenisch.“ (1740–1743)

Wie man an dem Interviewausschnitt erkennen konnte, wird die diskursive Positionierung auch von einer geografischen Verortung begleitet. Das heißt, es geht hier nicht nur um „wer bin ich“, sondern auch um „wo gehöre ich hin“ bzw. „wo möchte ich leben“. Mit anderen Worten, die Frage nach der kulturellen Identität befindet sich eng mit einer Frage nach dem Lebensort verbunden.

Sandra ist nur eine von vielen Interviewpartner, die sich mit der Frage nach dem Lebensort geplagt haben. Insgesamt haben sieben von 13 Befragten sich zumindest einmal in ihrem Leben intensiv mit der Frage beschäftigt, wo sie leben möchten. Und obwohl die meisten dieser Lebensentwürfe aufgrund ihrer internationalen Handlungsfähigkeit und Verfügungsmacht als postmodern (vgl. u.a. Gutiérrez Rodríguez 1999) eingestuft werden können, bedeutet das noch lange nicht, dass die Betroffenen es dabei leicht hatten. Denn selbst wenn eine Migration freiwillig und bewusst gewählt wurde, so war es auch immer eine schwere Entscheidung und weniger das Ergebnis einer spielerischen Haltung. Wenden wir uns jedoch wieder an Sandra. Weshalb hat sie sich mit der Frage nach dem Lebensort auseinandergesetzt?

Die Frage nach dem Lebensort erscheint in Sandras Erzählung in Zusammenhang mit den Migrationsplänen ehemaliger Mitschüler an der deutschen Begegnungsschule.

S: „Ich muss aber sagen, dass ich schon einmal daran gedacht habe zu gehen.

I: Und warum hast du daran gedacht?

S: Ich habe es mir überlegt, weil so viele aus der Klasse [nach Deutschland, Anm. des Verf.] gehen wollten. Im Grunde habe ich es deshalb gedacht. Und mein Vater sagte zu mir: ‚Ich bin damals gegangen und ich werde dich nicht gehen lassen.‘ (lacht) Das war das Ende meiner Pläne. (beide lachen) Ich bin nur bis dahin gekommen.“ (416–421)

Geblieben ist Sandra also aufgrund ihrer Familie. Und damit ist nicht nur die Oppositionshaltung des Vaters gemeint, sondern auch die Tatsache, dass Sandra ihre Familie sehr schätzt und sich noch nicht vorstellen kann, selbstständig zu wohnen.

I: „Warum bist du geblieben?

S: Na ja, in erster Linie aufgrund der Familie. Das heißt, ich habe dir schon von der Familie erzählt und dass es mich überrascht, dass sie [die Deutschen, Anm. des Verf.] so bald das Elternhaus verlassen. Na ja, mir gefällt es sehr [bei meiner Familie, Anm. des Verf.].“ (409–411)

Trotzdem hat Sandra die Frage nach dem Lebensort noch nicht ganz aufgegeben, sondern bloß bis an das Ende ihres Studiums verschoben: Sandra hat nämlich vor, in Deutschland eine Weiterbildung zu realisieren. Dabei handelt es sich nicht nur um einen abstrakten Wunsch, sondern um einen konkreten Plan, an dem Sandra schon jetzt aktiv arbeitet. Ihre Motivation für einen Aufenthalt in Deutschland hat sich weiterhin verändert: Sandra möchte jetzt eine Zeit lang in Deutschland leben, um die deutsch-chilenische kulturelle Dualität weiterführen zu können.

S: „Das heißt, ohne Zweifel denke ich immer noch daran. Und ich, sobald ich mein Studium beendet habe, möchte ich dort [Deutschland, Anm. des Verf.] eine Weiterbildung machen. Ich bereite mich auch schon vor. Ich nehme an Untersuchungen teil und wenn alles so weiter geht, dann werde ich im November an einem Kongress in T. [mittelgroße Stadt im südlichen Teil von Zentralchile, VII Region, Anm. des Verf.] teilnehmen und die Arbeit präsentieren, die wir realisiert haben. Und ich möchte veröffentlichen und jetzt schon einen Artikel für eine Zeitschrift schreiben. Ich mache das zusammen mit einer Kommilitonin, mit der wir zusammen an der Untersuchung teilnehmen. Nur indem wir so einen Lebenslauf vorzeigen können, werden wir auch die Chance haben, an einer Universität dort angenommen zu werden. Das heißt, ich denke daran, dort eine Weiterbildung zu machen. Das auf jeden Fall.

I: hm hm

S: Dafür würde ich gerne ein oder zwei Jahre dort verbringen. Ohne Zweifel. Ich möchte diese Dualität, hm, zwischen zwei Kulturen weiterführen.“ (656–664)

Die Frage nach dem Lebensort steht weiterhin nicht direkt in Verbindung mit einer Frage nach der Heimat. Mehr noch, dieser Begriff wurde nur von einem Interviewpartner (Rubens) spontan aufgegriffen. Für den Rest ist die Vorstellung einer Heimat kaum wichtig, wenn nicht völlig bedeutungslos. Wie wir später auch sehen werden, gibt es im Spanischen weiterhin keine richtige Übersetzung für den Begriff der Heimat oder des Fremden. Daher verwende ich entlang dieser Arbeit meistens auch nicht diese Konzepte, sondern beziehe mich eher auf die Idee des Zuhause-seins.

Für Sandra bezieht sich Zuhause zunächst auf die Beziehung mit bestimmten Menschen. Darunter befinden sich in erster Linie ihre ehemaligen Klassenkameraden an der deutschen Schule und anschließend ihre Familie. Sandra verknüpft den Begriff des Zuhause-seins ferner mit der deutschen Welt in Chile. Damit meint sie die Gesamtheit der Traditionen, Feierlichkeiten, Essgewohnheiten, usw., die sie als Teil der deutschen Kultur erkennt. Diesen Aspekt von Zuhause erlebt sie hauptsächlich im Rahmen ihrer Familie.

S: „Aber in gewisser Weise, na ja, es ist Familie – wie ich dir schon erzählte, ist meine Familie für mich sehr wichtig. Deutsch, das heißt, Zuhause ist für mich auch die deutsche Welt.“ (728–731)

Schließlich entspricht Zuhause einem Gefühl der Anerkennung, Zufriedenheit und Wohlbefinden, welches Sandra hauptsächlich bei ihren ehemaligen Mitschülern findet.

Camila: Fünfzig-Fünfzig

Camila wurde in Chile geboren und ist zum Zeitpunkt des Interviews 28 Jahre alt. Sie besitzt die chilenische und deutsche Staatsbürgerschaft und ist von Beruf Hebamme. Seit etwa drei Jahren ist Camila verheiratet und hat eine kleine Tochter, die erst ein paar Monate alt ist. Die junge Familie ist eigentlich erst seit vier Monaten wieder in Chile. Vorher waren sie drei Jahre lang in Buenos Aires gewesen, wo Camilas Ehemann eine Weiterbildung zum Augenarzt vollzog. Camila nutzte die Zeit, um ebenfalls einen Weiterbildungskurs in ihrem Berufsfeld zu belegen. Momentan sucht Camila eine neue Berufsstelle in

Santiago. Vor ihrer Abreise nach Argentinien hatte sie an der deutschen Klinik in Santiago gearbeitet und hofft, dass sie wieder dort eingestellt werden kann. Ihr Ehemann arbeitet zurzeit zusammen mit seinem Vater in einer Klinik für Augenheilkunde. Camila macht insgesamt einen selbstsicheren und zufriedenen Eindruck. Das Interview wurde auf Spanisch geführt³.

Camilas Beziehung zu Deutschland beruht auf der deutschen Herkunft ihres Vaters. Er kam 1936 als kleines Kind zusammen mit seinen Eltern nach Chile. Camilas Großvater war von seiner Firma in Deutschland in eine Niederlassung in Buenos Aires versetzt worden. Doch der zweite Weltkrieg brach aus und die Beziehungen zu Deutschland wurden eingestellt, sodass die Familie ihr Ziel nicht erreichen konnte. Damals war Chile ein Zwischenstopp auf der Reise von Deutschland nach Argentinien. So kam es, dass Camilas Großeltern mittellos in Chile sitzen blieben. Doch sie konnten die Lage meistern und gründeten mit der Zeit ein eigenes Unternehmen. Damit ließen sie sich auch endgültig in Chile nieder.

Diese Geschichte über Camilas Großeltern verdient eine kurze Anmerkung. Vergleicht man sie nämlich mit Sandras Erzählung über die Einwanderung ihrer Vorfahren nach Chile, so wird man feststellen können, dass es gewisse Übereinstimmungen gibt, die sich übrigens auch in weiteren Interviews wiederholen. Diese Übereinstimmungen beziehen sich auf den zufälligen Charakter der Einwanderung in Chile. Migration nach Chile bzw. die endgültige Niederlassung in Chile wird so dargestellt, als käme sie einfach zustande, als wäre sie eigentlich nicht gewollt, sondern irgendwie durch das Schicksal bestimmt worden. Diese Erzählungen haben bei mir immer wieder den Gedanken hervorgerufen: Klar, warum würde jemand überhaupt nach Chile – an das Ende der Welt – auswandern wollen. Das kann nur Schicksal/Zufall sein. Daher habe ich dieses zufällige Zustandekommen der Einwanderung in Chile so gedeutet, dass die Betroffenen eine Migration nach Chile nicht als rationale Entscheidung betrachten und auf das Schicksal zurückgreifen, weil es ihnen eigentlich vollkommen unvernünftig vorkommt, in die nicht zivilisierte Peripherie auswandern zu wollen.

Darüber hinaus ist es auch interessant zu beobachten, dass die meisten Erzählungen auch immer wieder den Pioniergeist und Solidarität der deutschen Einwanderer hervorheben. Sie kommen mittellos nach Chile und erarbeiten sich in relativ kurzer Zeit einen gewissen Wohlstand. Man kann also annehmen, dass die Interviewpartner an dieser Stelle den Ursprungsmythos der deutschen Gemeinschaft in Chile – den entsprechenden Umständen angepasst – wiederholen. Es handelt sich zwar nicht um die Wildnis der Natur, aber diese Einwanderer kämpfen gegen die widrigen Umstände in der Stadt mittels ihrer Arbeit. Man kann also in diesen Geschichten in gewisser Hinsicht Parallelen zu einem kolonialen Diskurs feststellen. Doch wenden wir uns wieder Camilas Vater zu.

3 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser

Camilas Vater wuchs in Chile auf und besuchte auf eine deutsche Begegnungsschule. Nach seinem Schulabschluss und nachdem der Krieg in Deutschland beendet war, kehrte er zurück und absolvierte dort ein Studium. Er blieb dort insgesamt acht Jahre und kehrte schließlich nach Chile zurück, weil sich hier seine Familie befand. Dennoch meint Camila, dass ihr Vater bis heute eine sehr starke Verbindung zu Deutschland zeigt. Er hat auch nie die chilenische Staatsangehörigkeit angenommen.

Camilas Vater hat seinen Kindern immer wieder eingetrichtert, dass alles Deutsche gut ist. Camila bezeichnet ihn als Nationalist, weil er sehr stolz auf sein Land ist und nur wunderbare Dinge von Deutschland erzählt. Er hat immer gewollt, dass seine Kinder zuerst Deutsche und erst an zweiter Stelle Chilenen sind. Daher hat er sich auch um die Einbürgerung seiner Familie gekümmert. Das ist der Grund, weshalb Camila und ihre Geschwister die doppelte Staatsangehörigkeit besitzen.

C: „Mein Vater erzählte sein ganzes Leben lang nur wundervolle Dinge über Deutschland.

I: Ja? Wundervolle Dinge?

C: Ja. Immer. Immer

I: Ja?

C: Er ist sehr nationalistisch

I: Ach so

C: Eh. Immer hat er irgendwie ... Er hat uns ja auch eingebürgert. Er hat uns, wir haben die Staatsbürgerschaft, die doppelte Staatsbürgerschaft. Und er hat immer gewollt, dass wir zuerst das deutsche Blut und erst danach das chilenische Blut tragen. Er hat uns irgendwie eingetrichtert, dass alles Deutsche gut war. Eh. Er hat irgendwie immer ein tolles Bild von Deutschland gemalt. Und er wollte, dass jedes von seinen Kindern – und in der Tat waren wir alle einmal dort – ah, dass wir Deutschland besuchen. Er war also sehr stolz auf sein Land. Immer.

I: hm hm

C: Und in den Fußballweltmeisterschaften war er immer für Deutschland.“ (95–107)

Camilas Mutter ist Chilenin. Camila beschreibt ihre Mutter als warmherzige Person, die ihren Kindern Gastfreundschaft und Respekt vor dem Zuhause beigebracht hat. Laut Camila sind das keine deutschen, sondern typische chilenische Eigenschaften.

C: „Ich glaube, dass wir in dieser Hinsicht sehr offen sind. Sehr warmherzig. Wir sind gastfreundlicher. Wir versuchen immer den anderen aufzunehmen, ihm zu helfen. Und das, glaube ich, kann man besonders deutlich bei den Chilenen erkennen. Eh (3 Sek. Pause) Vielleicht, na ja [...] Wir sind sehr solidarisch. Eh. Ich sehe das sehr deutlich bei meiner Mutter. Man versucht immer zu geben, ohne große Gegenleistungen zu erwarten. Man ist immer, man versucht immer fröhlich und locker zu sein. Die Menschen willkommen zu heißen. Das ist sehr chilenisch, würde ich sagen.“ (635–640)

Camila betrachtet ihre Eltern also als Verkörperungen oder Repräsentanten ihrer jeweiligen Kulturen. Mit anderen Worten entwickelt Camila ihre Bilder über das Deutsch-Sein oder das Chilenisch-Sein mit Hinblick auf das Verhalten und die Herkunft ihrer Eltern. Indem sie ihre Eltern gegenüberstellt, reali-

siert sie also auch eine Gegenüberstellung von Chile und Deutschland bzw. von der deutschen und der chilenischen Kultur.

C: „Zum Beispiel, beide sind anders. Mein Vater wollte nie ein Schwimmbad bauen, weil er befürchtete, sein Haus würde dann voller Leute sein.

I: hm hm

C: Das heißt, das gefiel ihm nicht. Meine Mutter dagegen hatte jeden Sonntag halb Santiago bei sich zu Hause. Es gab also schon Unterschiede.“ (656–660)

Camila betrachtet ihre Mutter als Freundin und Komplizin, während sie ihren Vater zwar bewundert, aber eher eine distanzierte Beziehung mit ihm etabliert. Dabei kann man vermuten, dass Camila die Art der Beziehung zu ihrem Vater und ihrer Mutter auf ihre Haltung gegenüber der deutschen und chilenischen Kultur überträgt.

C: „Lass mal sehen. Mit meiner Mutter ist sie [die Beziehung, Anm. des Verf.] enger als mit meinem Vater. Das heißt, meine Mutter ist eher eine Freundin. Sie ist mein Kumpel. Wir gehen zusammen in die Gymnastik. Wir verbringen viel Zeit zusammen. Sie ist eher meine Komplizin. Mit ihr kann ich mich ausreden.

I: hm hm

C: Und die Beziehung zu meinem Vater, eh, ist reichhaltig. Ich liebe ihn sehr, aber es ist viel kälter. Er ist nicht so liebevoll. Es ist dann irgendwie viel Bewunderung, aber ... Eben die typische Beziehung zwischen Tochter und Vater. Wie Bewunderung. Aber keine enge Beziehung. Eigentlich eine zärtliche [aber nicht so liebevolle, Anm. des Verf.] Beziehung.“ (1156–1162)

Camilas Eltern trennten sich, als sie zehn Jahre alt war. Das war der traurigste Moment in Camilas Leben. Ihre Eltern haben dennoch weiterhin eine gute Beziehung untereinander, obwohl Camilas Mutter inzwischen mit jemand anderem verheiratet ist. Es ist sogar so, dass Camilas Eltern weiterhin zusammen arbeiten. Laut Camila können Chilenen so eine Beziehung nicht nachvollziehen, weil sie ihnen unlogisch vorkommt. Doch Camila ist der Ansicht, dass ihr Vater eine offene und liberale Mentalität besitzt und daher eine rationale Lösung gefunden hat, um eine gute Beziehung zu seinen Kindern aufrechterhalten zu können.

Camila absolvierte ihre ganze Vorschulzeit und Schulbildung an einer deutschen Begegnungsschule. Sie war dabei in einer, in der Deutsch als Fremdsprache unterrichtet wird. Beim Übergang an die Oberstufe wurde ihr zwar angeboten, in eine Klasse zu wechseln, wo Deutsch als Ergänzungssprache unterrichtet wird, doch Camila zog es vor, bei ihren Mitschülern der Fremdsprachenklasse zu bleiben.

Camila beschreibt ihre Erfahrung an der deutschen Begegnungsschule als ausgezeichnet. Sie hat sich auch oft für die Schule bei Leichtathletikwettbewerben und als Klassensprecherin eingesetzt.

C: „Ich-Ich hatte eine sehr schöne Erfahrung. Aus meiner Sicht. Man kann das natürlich nicht verallgemeinern, aber ich hatte eine sehr gute Erfahrung. Und die Tatsache, dass ich Leichtathletik gemacht habe, eh, hat mich sehr markiert. Die Tatsache, dass ich [die Schule, Anm. des Verf.] repräsentierte, dass ich das T-Shirt [der Schule, Anm. des Verf.] trug.

I: Ja?

C: Ich war Schnellläuferin. Es war also sehr wichtig für mich. Es hat mich markiert... Sehr gut. Ich habe sehr schöne Erinnerungen an die Schule.

I: Du hast sich wirklich stark mit der Schule identifiziert

C: Immer. Immer. Ich war Klassensprecherin. Ich war irgendwie immer dabei ... Ich war verantwortlich für die Sozialaktion an der Schule. Ich war irgendwie immer verbunden. Bis heute. Das heißt, du sagst mir *Deutsche Schule* [Deutsch i. Orig.] und es ist schön für mich, das zu hören. Das heißt, es war kein Trauma. Ganz und gar nicht. (lacht) Es war schön.“ (217–226)

Die Ansicht, dass Camilas Erfahrung kein Trauma war, verdeutlicht, dass es auch andere Erfahrungen an deutschen Begegnungsschulen gibt, die nicht so positiv ausfallen. Wir werden diese Situation später anhand der Erzählungen anderer Interviewpartner näher betrachten können.

Genauso wie Sandra macht Camila an der deutschen Schule eine Erfahrung von Gleichheit, die andererseits auch die situative Differenz Erfahrung ankündigt, die Camila später an der Universität erlebt. Doch im Gegensatz zu Sandra macht Camila Gleichheit und Differenz in erster Linie an sozialen Verhältnissen und erst anschließend an kulturellen Eigenschaften fest.

C: „Zumindest, na ja, als ich in der Schule war. Wir waren alle gleich. Vielleicht gab es jemand, der ein etwas größeres Haus hatte, der andere hatte vielleicht ein etwas kleineres Haus, aber im Grunde war alles gleich. Wir beherrschten alle beide Sprachen. Man sieht keinen Unterschied. Und wenn es einen gibt, so befindet er sich gut versteckt. Weil man ihn nicht sieht. Weil der Vater vielleicht eine übermenschliche Anstrengung machte. Weil du einen Ausflug machst und zum Ski fahren in die Berge fährst und es so war, dass alle mitkommen mussten. Und es macht nichts, dass es 20.000 Pesos kostet. Du bist ja auch nicht zwölf Tage im Schnee. Ob es die Eltern nun wollen oder nicht [sie sind in der Lage es zu zahlen und tun es, Anm. des Verf.].“ (567–572)

Camila war bisher nur einmal in Deutschland, und zwar im Schüleraustausch. Sie würde zwar gerne wieder einmal nach Deutschland gehen, um zu sehen, wie sich alles verändert hat, doch bisher hat sich keine weitere Reisemöglichkeit ergeben. Ihre Meinung über Deutschland und die deutsche Kultur wurde von ihrer Erfahrung im Schüleraustausch mitgeprägt. Doch insgesamt war der Besuch in Deutschland kein wirklich relevantes Erlebnis. Interessant ist jedoch, dass Camila in Deutschland mit dem Stereotyp eines Chilenen konfrontiert wird und in dieser Hinsicht ihre deutschen Mitschüler verblüfft, weil sie nicht dem bekannten lateinamerikanischen Stereotyp entspricht.

C: „Sie sagten zu mir, dass ich deutscher ... Das heißt, sie konnten nicht glauben, dass ich Chilenin war.

I: Ach so

C: Manche dachten, dass ich so mit Federn umherlief (beide lachen). Ja, ich fand das schon ... (lacht) Aber nein, sie sagten mir, dass ich mich ohne Probleme als Deutsche ausgeben könnte [...] Ich erinnere mich daran, dass es die Aufmerksamkeit der anderen erregte, weshalb ich so gut Deutsch sprechen konnte. Das heißt, alles ... Ich bin nie aufgefallen. Es war irgendwie so: „Bah! Du bist Chilenin? Wie ist das möglich? (Interviewerin lacht) Sie haben sich die Chilenen eben als Chilenen vorgestellt.“ (684–697)

Für Camila bedeutet der Übergang an die Universität das Erlebnis einer situativen Differenzerfahrung. Ähnlich wie Sandra wird auch Camila als weiß, reich und international eingestuft. Ihre Kommilitoninnen glauben, Camila komme aus einer wohlhabenden Familie aus dem *barrio alto*. Der *barrio alto* weist auf eine geografische und symbolische Grenze hin, die durch die *Plaza Italia*⁴ verläuft und Santiago in zwei unterschiedliche Zonen trennt. Einerseits der Grenze wohnen die Bewohner der oberen bis mittleren oberen sozialen Schichten, während andererseits der Grenze sich die Bewohner der mittleren unteren bis unteren sozialen Schichten befinden. Camila wird von den anderen Studentinnen also innerhalb von Santiago geografisch situiert, was eine Implikation für die Zuschreibung ihrer sozialen Herkunft hat. Dementsprechend wird sie als *cuiquita* bezeichnet, was im Diminutiv noch abfälliger klingt als einfach nur *cuica/cuico*. Zudem wird Camilas soziale Herkunft mit rassistischen bzw. kulturellen Kategorien verbunden. Oder anders ausgedrückt, Camila ist für ihre Kommilitoninnen nicht nur vermeintlich reich, sondern auch weiß, d.h. sie hat einen Bezug zum Ausland. Hinter dieser Aussage steckt weiterhin der Gedanke, dass Camila reich ist, weil sie weiß ist. Die Ausgrenzung, die Camila also am Anfang ihres Studiums erlebt, kann in gewisser Hinsicht auf sozialen Neid zurückgeführt werden. Camila ist von der Haltung ihrer Kommilitoninnen zunächst zutiefst erschüttert.

C: „Mir ist passiert, dass, eh, eigentlich war es am Anfang ziemlich dramatisch [...] Na ja, für das Studium der Geburtshilfe bewerben sich üblicherweise junge Frauen, die, eh, nicht aus einer hohen sozialen Schicht stammen. Sie kommen eher aus der mittleren unteren bis unteren Schicht.

I: hm hm

C: So? Und wie war meine Klasse. Ich nehme an ... Wir waren damals 98 Studentinnen. Von diesen stammten vielleicht drei aus einer mittleren oberen Schicht. Oder zwei. Mittlere Klasse waren vielleicht zehn und der Rest war mittlere untere Klasse. Oder untere. Das heißt, es waren zwei grundsätzlich verschiedene Kulturen – zumindest nach meiner [Sicht, Anm. des Verf.]. So? Das heißt, es fing schon damit an, dass sie ... Ich hatte Kommilitoninnen, die ein Stipendium hatten, weil sie kein Geld hatten, um die, eh, Universität zu zahlen. Sie hatten auch kein Geld, um zu essen. Dann gab es also *becas alimenticias* [finanzielle Unterstützung für Ernährung, Anm. des Verf.]. Sie hatten manchmal nicht einmal Geld für die *micro* [Bus, Anm. des Verf.]. Nicht einmal für Schreibhefte. Und es waren irgendwie (2 Sek. Pause) verschiedene Welten. Das heißt, es wurde schlecht angesehen, wenn du mit dem Auto in die Universität fährst. An der Universität C. Ich erinnere mich daran, wie ich am Anfang gespürt habe: „Ach nein, sie kommt aus dem *barrio alto*. Ich wohnte in L. [Stadtteil in Santiago, wo gut situierte Menschen wohnen, Anm. des Verf.], es war also eine ganz andere Sache. Ich war dann irgendwie die *cuiquita* der Universität. Siehst du, das war bevor ... Nur weil ich im Studiengang aufgenommen wurde und weißer war als der Rest. Das war genug, um ... Man wurde abgestempelt, wo es hieß, nein, ich gehe ja nicht mit Leute aus, die von der *Plaza Italia* nach unten wohnen. Das gibt es nicht so stark in Medizin. Weil es in Medizin viele, eh, Leute gibt. Aber mir ist das passiert. Das heißt am Anfang. Ich habe sehr darunter gelitten, weil ich daran gewöhnt war – wie ich dir vorhin erzählte –, dass wir alle gleich waren, dass wir alles in gleicher Weise teilten. Du hast irgendwie nicht mitbekommen, dass es andere Wirklichkeiten gibt. Und obwohl ich es in gewisser Hinsicht wusste, weil

4 Bezeichnet einen Platz in Santiago

meine Eltern mich, eh, immer darauf hingewiesen haben, dass es andere Wirklichkeiten gibt, es ist etwas ganz anderes, sie miterleben zu müssen. Das heißt, am Anfang war es ah! Man könnte sagen, ich wurde vollkommen stigmatisiert. Ich wurde hingestellt: Sie ist so. Und später musstest du ... Es war viel schwieriger, weil du ihnen zeigen musstest, dass du nicht so warst wie sie dich definierten. Die Personen. Dass du ganz normal und genauso wie der Rest warst. Und wenn du vielleicht ein Auto hattest, so hattest du das Glück gehabt, einen Vater zu haben, der es dir vielleicht geben konnte. Du hattest das Glück, eine andere Sprache zu beherrschen. Aber das war nicht etwas, was dich besser oder schlechter machte. Dann ja. Die Universität hat bei mir eine schwerwiegende Marke hinterlassen. Und später dann nicht mehr. Wir haben uns langsam kennen gelernt, es war anders. Dann war es lustig, in den Unterricht zu gehen. Es war lustig, Freundinnen zu haben. Aber es war nervig zu denken, dass sie deine Freundin war, weil es schöner war. Weil du zuhause vielleicht mehr Dinge machen konntest. Das heißt, sie sahen es so. Dass du besser essen konntest. Das habe ich alles sehr intensiv erlebt, wobei ich mir nie gedacht hatte, dass mir so etwas passieren konnte.“ (537–567)

Im Gegensatz zu Sandra besitzt Camila hinsichtlich ihrer situativen Differenz-erfahrung weit weniger Macht, die Umstände nach ihren eigenen Vorstellungen zu wenden. Mit anderen Worten, Differenz wird an dieser Stelle weitgehend von anderen bestimmt und Camila muss zusehen, wie sie damit zurechtkommt. In der Aushandlung von Differenzen besitzt Camila an der Universität also viel schlechtere Karten als Sandra. Daher handelt es sich nicht um einen Akt der Selbstdifferenzierung wie bei Sandra, sondern eher um eine Erfahrung der Diskriminierung und Ausgrenzung.

Camilas Beispiel zeigt weiterhin, dass situative Differenzenerfahrungen zeitlich begrenzt sind. So überwindet Camila die soziale Ausgrenzung und schafft eine soziale Integration in ihrem neuen Kontext. Wir werden später sehen können, dass sich diese zeitliche Begrenzung bei anderen Interviewpartnern ebenfalls wiederholt.

Interessant ist zudem die Art und Weise, wie Camila die Erfahrung von Diskriminierung an der Universität überwindet. Sie versucht sich nämlich so zu zeigen wie sie ist, d.h. sie hebt ihre Individualität hervor, um zu verhindern, dass man sie anhand von stereotypisierten Kategorien beurteilt. Damit stellt sie eine neue Grundlage her, wo sie und ihre Kommilitoninnen sich nicht mehr im Gegensatz zueinander befinden, sondern Räume der Begegnung aufbauen können. Das ist natürlich nur möglich, wenn das Gegenüber sich so einer Möglichkeit öffnet. Wären Camilas Kommilitoninnen nicht bereit gewesen, sich einem gegenseitigen Austausch zu öffnen, wären Camilas Integrationsversuche ins Leere gelaufen. Daran kann man auch deutlich erkennen, dass Integration nicht allein vom Integrationswille einer Person, sondern mindestens genauso viel – wenn nicht sogar mehr – von der Aufnahmebereitschaft der entsprechenden Gruppe abhängt.

Ein weiterer wichtiger Aspekt bei Camilas situativer Differenzenerfahrung ist die Selbstverständlichkeit, mit der soziale und kulturelle Kategorien miteinander verbunden werden. Wie schon vorher diskutiert wurde, sind Klassenunterschiede eine der wichtigsten Trennungslinien innerhalb der chilenischen Gesellschaft. Soziale Differenzen stehen jedoch nicht alleine da, son-

dern befinden sich eng mit kulturellen bzw. rassistischen Differenzen verbunden. Der Schwerpunkt liegt jedoch auf sozialen Differenzierungen. Das heißt, kulturelle bzw. rassistische Kategorien kommen meistens erst an zweiter Stelle infrage. Diesen Aspekt kann man ganz deutlich an Camilas Erzählung erkennen, da sie darin zunächst auf soziale Kategorien zurückgreift, um ihre Differenzerfahrung wiederzugeben und zu erklären. Erst anschließend verbindet sie soziale Differenzen mit kulturellen Kategorien und zeigt damit, dass kulturelle bzw. rassistische Unterschiede im chilenischen Kontext nicht für sich selbst stehen, sondern ihre volle Bedeutung erst im Zusammenhang mit sozialen Kategorien erlangen.

Des Weiteren umfasst Camilas situative Differenzerfahrung nicht nur Diskriminierung und Ausgrenzung. Darüber hinaus muss sie sich mit einem veränderten Umfeld auseinandersetzen, das in einem starken Kontrast mit dem Kontext der deutschen Schule steht. Oder anders gesagt, Camila setzt sich im Übergang an die Universität mit einer anderen Welt auseinander. Diese Auseinandersetzung mit Differenzen könnte man im Fall von Camila als Sozialchock bezeichnen. Sozialchock stellt eine Analogie zum Kulturschock dar. Dabei bezieht sich der Sozialchock – anders als der Kulturschock – auf Differenzen, die durch die soziale Herkunft bedingt sind.

C: „Und na ja, natürlich kam dann der Schock an den staatlichen Krankenhäusern. Und zu sehen, wie das staatliche System ist. Da habe ich viel gelitten als ich sah, dass wir keine Ressourcen hatten, um die Leute dort zu halten. Es war manchmal sogar gar nicht möglich, für jeden, der es brauchte, ein Bett zu haben, damit er sich hinlegen konnte. Oder dass die Ablagetische voller Ameisen waren. Warum. Weil sie arm sind? Wenn du in die deutsche Klinik gingst, dann sahst du ... Man bietet dir ... Es gibt einen phantastischen Hotelservice. Das eben. Na gut. An der Universität, na ja, als ich dort war, habe ich eben viel gesehen.“ (574–579)

Camila kommt nicht nur im Rahmen ihres Universitätsstudiums, sondern auch außerhalb dieses Bereiches in Kontakt zu anderen Chilenen. Außerdem hat sie ihr Studium schon lange hinter sich gelassen. In dieser Hinsicht kann man bei Camila auch in außeruniversitären Lebensbereichen eine Existenz von Differenzerfahrungen feststellen. Doch sie besitzen nicht mehr die Qualität einer situativen Differenzerfahrung, da sie nicht mehr in Zusammenhang mit einem bestimmten Lebensereignis auftreten. Diese Differenzerfahrungen sind daher auch nicht mehr zeitlich begrenzt, sondern stellen vielmehr einen Teil des alltäglichen Lebens dar. Es handelt sich also eher um eine kontinuierliche und diffuse Erfahrung des Andersseins, die im Vergleich zu situativen Differenzerfahrungen auch weniger belastend erlebt werden. In diesem Bereich kann Camila sich auch besser behaupten. Damit meine ich, dass die Aushandlung von Differenzen von beiden Seiten aus erfolgt und dass sowohl Camila wie auch die anderen an der Markierung von Differenzen beteiligt sind. Dabei handelt es sich meistens um kulturelle Unterscheidungen.

C: „Das heißt, ich bin stolz auf mein deutsches Blut. Es zieht [beeinflusst, Anm. des Verf.] mich sehr [...] Darüber hinaus kann ich auch sehen, dass es gewisse Dinge gibt, die einen bestimmen. Auch wenn man sagt, dass es nicht so ist. Deine Denk-

weise ist ja auch etwas anders und steht in Zusammenhang mit dem eigenen Blut. Wir sind ja auch etwas mehr *cuadrados* [rigide, unflexibel, Anm. des Verf.] für unsere Sachen.

I: So? Du merkst also, dass du anders denkst oder ...

C: Ja. Ja. Ich merke, dass ich manchmal nicht ganz aus meinem Schema herauskommen kann. Und ich sehe, dass ... Manchmal sage ich sogar zu mir selbst: Es sieht so aus, als ob dich das deutsche Blut stark zieht. (beide lachen) Es ist irgendwie so. Ich weiß nicht, ob es subjektiv oder real ist, aber im Grunde merkt man manchmal, dass man anders denkt. Vielleicht, weil man etwas anderes erlebt hat. Kann sein. Ich weiß es nicht.“ (335–344)

Das bedeutungsvollste Szenario, wo Camila von anderen mit ihrer deutschen Herkunft konfrontiert wird, bezieht sich auf ihren Ehemann und seine Familie. Die Begegnung mit Chilenen außerhalb des Hochschulkontextes erfolgt also hauptsächlich in diesem Rahmen. Es ist hier, wo Camila des Öfteren damit konfrontiert wird, dass sie anders ist als Chilenen. Dieses Anderssein bezieht sich gezielt auf ihre deutsche Herkunft.

C: „Und ich sehe, dass es Dinge sind, die einen bestimmen, weil man es dir manchmal auch sagt. Zum Beispiel, ich weiß nicht. Hm hm. Zuhause, klar, eh, man sieht, dass du deutsch bist. Ich weiß nicht. Es muss so sein, dass man eine gewisse Haltung hat oder solche Sachen, die dich eben als etwas anderes auszeichnen.

I: hm hm. Man hat dir gesagt.

C: Ja. Immer. Bei der Familie meines Mannes zum Beispiel, geht es schon das ganze Leben lang so. Es gibt sich ... Weil du irgendwie deutsch bist ... Wie ... Sogar vom Aussehen her sind wir etwas anders. Das heißt, wenn du es so siehst ... Normalerweise sagt man zu dir: „Ach, sie ist so weiß, weil sie Deutsche ist.“ Klar, es hat nichts damit zu tun. Das heißt, es ist irgendwie witzig, aber sogar dein Aussehen ist ein Merkmal, das dich differenziert.“ (404–411)

C: „Das heißt, zum Beispiel, es ist typisch, dass, ah, wie war das noch ... Ich weiß es nicht. Sie machen sich über mich lustig. Ich werde dir ein Beispiel geben, dass sehr eindeutig ist. Das heißt, sehr ... In Wirklichkeit weiß ich nicht so genau, wie ich es dir sagen soll, aber zum Beispiel: „Ja, wir werden eine Tanzchoreografie machen“. Bei der Familie meines Mannes. Dann sagen sie, dass ich irgendwie „eins, zwei, drei, vier ...“ [den Takt angeben, Anm. des Verf.] (Interviewerin lacht) Als markiere ich schon einen Unterschied. Und alles muss ordentlich sein. Es ist irgendwie. Man sagt mir, dass ich alles mit einer gewissen Ordnung führe. So. Ehm. Ich weiß nicht. Dass man zu einer bestimmten Zeit essen muss. Dass man sich zu einer bestimmten Zeit baden muss. Solche Dinge sind bei mir sehr rigide. Also wenn sie es so tun, dann sagen sie zu mir: „Aber ...“ Als würde ich sehr strukturiert vorgehen. Da habe ich es also sehr stark bemerkt. Also ... Und das muss dann also nicht so typisch von hier sein.

I: hm hm hm

C: Also sogar damit. Übrigens, es stört mich, dass man mir am Gesicht ansieht, dass ich Deutsche bin. Weil ich die Schritte markieren musste und es konnte nicht sein, dass du die Arme so hast oder dass du dich in der Richtung bewegen konntest, die du wolltest. Aber alle müssen ein bestimmtes Schema folgen. Das ist irgendwie alltäglich. Aber klar. Es sind eben solche Sachen.“ (448–461)

Camila erhält von ihren Schwiegereltern aufgrund ihrer Beziehung zur deutschen Kultur weiterhin den Spitznamen *Ottotrufa*, wo der Name Otto (ein vermeintlich typisch deutscher Name) und das Wort Trüffel auf eine mutmaß-

liche europäische Herkunft hinweisen sollen. Ebenfalls wie bei Sandra besitzt dieser Spitzname keine abwertende Konnotation, sondern ist eher als Spaß gemeint, was jedoch nicht bedeutet, dass Camila sich dabei auch wohl fühlt. Wie man schon an den vorherigen Interviewausschnitten erkennen konnte, fühlt sich Camila eigentlich davon belästigt, dass man sie ständig auf ihre deutsche Herkunft reduziert.

Andererseits bemerkt Camila, dass gewisse Anzeichen ihrer deutschen bzw. europäischen Herkunft von ihren Schwiegereltern hoch geschätzt werden. Daran kann man wiederum erkennen, dass deutsche bzw. europäische Herkunft in diesem Kontext eine positive Bewertung hervorruft.

C: „Die Erfahrung liegt mir nah, zum Beispiel, ich habe es oft erlebt. Es ist ... Das heißt, die Frau des Bruders meines Mannes – wo ich dir sagte, dass sie eine deutsche Mutter hat – sie hatte vor kurzer Zeit ein Kind, das etwa einen Monat jünger ist als meine Tochter. Und das einzige, was sie [Schwiegereltern, Anm. des Verf.] wollten, ist, dass das Kind deutsche Gesichtszüge hat.

I: Ach so

C: Das heißt, sie haben es so hervorgehoben. Weil das Kind auch weiß ist. So wie meine Kleine [Tochter, Anm. des Verf.], aber noch weißer und mit dem Gesicht eines *gringos*, etwas blonder. Ich habe ihn dann besucht und es war wichtig, dass man es sehen konnte. Dass alle Welt es sehen konnte. Sie [Schwiegereltern, Anm. des Verf.] teilen zum Beispiel allen mit, dass sie einen anderen Enkelsohn haben: ‚Sehen sie? Er ist deutsch.‘ Er ist deutsch. Als ob das einen Unterschied macht. Was soll's! Im Grunde ist er ja auch nur Chilene.“ (707–714)

An dieser Aussage kann man ferner erkennen, dass bei Camila Sichtbarkeit eine wichtige Rolle hinsichtlich der Auseinandersetzung und Verhandlung von kulturellen und sozialen Differenzen spielt. So können wir sehen, dass externe körperliche Merkmale bedeutungsvolle Anhaltspunkte im Verhandlungsprozess kultureller und sozialer Zugehörigkeiten darstellen. So ist eine helle Hautfarbe oder sind blonde Haare Anzeichen dafür, dass Camila einerseits eine mutmaßliche Beziehung zum Ausland hat. Andererseits bedeutet es auch, dass sie mit höchster Wahrscheinlichkeit in der chilenischen Gesellschaft einen gesicherten sozialen Status besitzt. Aber es gibt auch weitere Merkmale, die darauf hinweisen, dass Camila sozial und kulturell anders ist. Dazu gehört zum Beispiel die Tatsache, dass sie einen ausländischen Familiennamen besitzt.

C: „Wenn ich zum Beispiel zu einem Ort gehe und man sagt zu mir, du sagst: ‚Nein‘, ‚Ja, wie heißt du denn?‘ Das heißt, es ist kein spanischer Name. Man bemerkt, dass es ein deutscher Name ist.“ (676–677)

Weitere Anhaltspunkte zur Definition eines Andersseins bei Camila ist ihr Verhalten, das von Chilenen als typisch deutsches Verhalten erkannt wird. Damit Camilas Verhalten jedoch als typisch deutsch erkannt wird, muss die Person, die Camilas Verhalten auf diese Weise interpretiert, von vorneherein das Bild eines typischen Deutschen vor sich haben. Dabei ist es nicht überraschend festzustellen, dass Individuen auf Stereotype zurückgreifen, die in Zusammenhang mit einer kolonialen Logik stehen. Sie wiederholen im Grunde

den kolonialen Diskurs und passen ihn dabei an ihren gegenwärtigen Kontext an.

In Bezug auf die Frage nach ihrer kulturellen Identität zieht Camila genauso wie Sandra eine Art Fazit und spricht von der Existenz einer deutschen und einer chilenischen Seite in ihren Leben. Ihre deutsche Seite steht in Zusammenhang mit ihrem Vater. Wenn sie selber merkt, dass sie sich wie ihr Vater verhält, dann interpretiert Camila dieses Verhalten als deutsches Verhalten.

C: „Ich sehe es, weil ich meinen Vater sehe. Das heißt, ich habe, ah, ich merke es bei mir zuhause. Ich sage es ihm auch immer, weil er irgendwie ... Eh, er hat ... Er ist eben der klassische Deutsche, so [...] Dann fange wir an, es zu merken oder ich bemerke, dass gewisse Haltungen sich denjenigen meines Vaters ähneln ... (Interviewerin lacht) ‚Oh, ich glaube, ich bin sehr deutsch‘.“ (431–438)

Andererseits bezeichnet Camila ihren Vater als klassischen Deutschen, d.h. dass sie sein Verhalten mit Hinblick auf einen deutschen Stereotyp interpretiert und dementsprechend an der schon bekannten kolonialen Logik anknüpft. Etwas Ähnliches passiert bei der Interpretation hinsichtlich der Verhaltensweise von Camilas Mutter, die entsprechend als typische Chilenin eingeordnet wird.

So kann man bei Camila behaupten, dass sie bei der Beschreibung ihrer deutschen und chilenischen Seite sowohl ihre Eltern als auch ihre Bilder über Deutschland und Chile gegenüberstellt. Durch diese Gegenüberstellung charakterisiert sie gleichzeitig ihre eigene deutsch-chilenische Identität. Daher bezeichnet sie ihre Lage auch als Fünfzig-Fünfzig, d.h. fünfzig Prozent deutscher Anteil von Seiten des Vaters und fünfzig Prozent chilenischer Anteil von Seiten ihrer Mutter.

C: „Das heißt, ich weiß nicht, ob ich mich hundertprozentig als Chilenin fühle. Ich glaube, dass ich eine Mischung von beiden Sachen habe. Ich fühle mich (es klingelt) fünfzig und fünfzig Prozent [...] Ich würde mich als fünfzig und fünfzig Prozent definieren

I: hm hm

C: Ich glaube, ich habe beide [Seiten, Anm. des Verf.] stark markiert. Ich könnte dir also nicht sagen, dass ich [nicht, Anm. des Verf.] Chilenin bin, weil ich hier lebe, weil ich eine chilenische Mutter und einen chilenischen Ehemann habe [...] Ich würde sagen, dass, na ja, weil es mir, mein Land hier sehr gefällt. Ich mag Chile. Aber, eh, ich habe auch die andere Seite. Das muss wohl daher kommen, weil ich die anderen fünfzig Prozent von meinem Vater habe.“ (413–414/621–630)

Eine deutsche und eine chilenische Seite zu haben, bedeutet auch, dass man nie vollkommen das eine oder das andere sein kann, da die eine Seite die Grenze der anderen Seite bestimmt.

Wenn man Camilas Interview insgesamt betrachtet, so kann man weiterhin feststellen, dass sie alternative Wir-Formen verwendet. Mal bezieht sich Camila mit dem Wir auf Chilenen, mal auf Deutsche. Damit zeigt sie eine alternative und bewegliche diskursive Positionierung, die manchmal auf der Seite der Chilenen und manchmal auf der Seite der Deutschen verläuft.

Was entlang der gesamten Erzählung jedoch nie überwunden wird, ist die Grenze zwischen der deutschen und der chilenischen Seite. Camila sagt auch nicht: „Wir, die Deutsch-Chilenen“. Es geht also immer um eine Konfrontation zwischen „Wir, den Deutschen“ und „Wir, den Chilenen“. Die Gegenüberstellung vom deutschen und chilenischen Lager stellt demzufolge die grundlegende Dynamik, anhand dessen Camila ihr kulturelles Selbstverständnis konstruiert. Es gibt kein neuartiges drittes Element, sondern immer nur die Konfrontation zwischen den beiden ersten ursprünglichen Komponenten.

Camila verbindet weiterhin die Frage nach ihrer kulturellen Identität mit einer Frage nach dem Lebensort. Dabei verortet sich Camila eindeutig in Chile. Eigentlich hat sie noch nie daran gedacht, ob sie woanders leben möchte. Sie lehnt es sogar ganz entschieden ab, eines Tages in Deutschland zu leben.

C: „Und ich finde, dass Deutschland ein tolles Land ist. Aber nicht, um dort zu leben, sondern nur als Besucher.“ (52–53)

Camila bezeichnet Chile weiterhin als ihr Zuhause. Sie fühlt, dass sie hier hingehört, weil sich in Chile ihr ganzes Leben befindet. Hier befindet sich ihre Familie, ihre Geschichte, einfach alles. In Deutschland hat sie nichts.

C: „Nein. Dann würde ich dir sagen, dass ich nach Chile gehöre. (2 Sek. Pause) Ja. (1 Sek. Pause) Ich, eh, ich trage in mir zwar die deutsche Seite aufgrund meines Vaters und alles. Aber hier befindet sich alles. Hier befinden sich meine Erinnerungen. Hier befindet sich meine Familie. Meine Welt ist hier. Dort habe ich nichts [...] Eh. Deswegen hier. Hier. Das heißt, mein Zuhause ist hier. Es ist ... Die Anden erblicken zu können. Und es ist ... Mein ganzes Leben befindet sich hier. Ich habe das auch draußen gespürt. Deswegen. Wenn ich die Sehnsucht hatte, irgendwo zurückzukehren, dann war es Chile. So war es. In dieser Hinsicht würde ich dieses Land nicht eintauschen. Hier kannst du deine ganzen ... Deine ganze Welt ist hier! Das heißt, es ist mein ganzes Leben. Und wenn ich woandershin gehen sollte, dann wäre meine Geschichte dort. Ich müsste sie dort schreiben. Hier dagegen habe ich schon mehrere Seiten geschrieben. Es gibt also ... Es ist schwer. Es müsste, glaube, dass es einen sehr starken Grund geben müsste, damit ich Chile verlasse.“ (768–776)

Camila macht diese Aussage auch aus der Position einer Person, die schon einmal im Ausland gelebt hat, und zwar in Argentinien. Obwohl Camila im Verlauf des Interviews erstaunlich wenig über ihre Erfahrung in Argentinien berichtet, so wissen wir, dass ihre Abreise nach Argentinien eines der wichtigsten Momente in ihrem Leben war. Oder genauer gesagt, die Abreise an sich war nicht so bedeutungsvoll, jedoch der Zusammenhang, in dem die kurzfristige Auswanderung nach Argentinien erfolgte. Denn Camila heiratete und verließ anschließend ihr Elternhaus, um zusammen mit ihrem Ehemann nach Argentinien zu fahren. Darüber hinaus gebar Camila ihre Tochter in Argentinien, was für sie die absolut relevanteste Erfahrung in ihrem bisherigen Leben war.

Claudio: Der chilenischste Deutsche, den es je gegeben hat

Claudio wurde in Ecuador geboren und besitzt deshalb nicht nur die chilenische und deutsche, sondern zusätzlich auch noch die ecuadorianische Staatsbürgerschaft. Er ist zum Zeitpunkt des Interviews 20 Jahre alt und studiert Jura an der Universität C. Claudio macht einen sehr ruhigen Eindruck. Das Interview wurde auf Spanisch geführt⁵.

Claudios Vater wurde in Deutschland geboren. Seine Mutter beschreibt Claudio als Chilenin, doch eigentlich besitzt sie ebenfalls deutsche Vorfahren. Wenn es also um Abstammung geht, so bezeichnet sich Claudio als hundertprozentig deutsch.

C: „Ja. Ehm. Mein Vater ist Deutscher und wurde in der Nähe von H. [Stadt im Norden Deutschlands, Anm. des Verf.] geboren (spricht leise; ich nähere das Aufnahmegerät). Mein Vater ist Deutscher und wurde in der Nähe von H. geboren. Meine Mutter ist Chilenin. Aber, ehm, Nachkomme deutscher Einwanderer. Also, vom Blut her, bin ich hundertprozentig deutsch. So?“ (10–12)

Claudio weiß, dass der Großvater seiner Mutter als erster nach Chile kam. Das geschah ungefähr im Jahre 1900. Claudios Urgroßvater hatte jedoch keinen festen Wohnsitz in Chile. Vielmehr verbrachte er die meiste Zeit unterwegs. Claudio glaubt, dass es sich um Geschäftsreisen handelte, aber er weiß es nicht so genau. Erst sein Großvater ließ sich endgültig im Süden von Chile nieder und zwar in C. (mittelgroße Stadt in der VIII Region). Er war selbständiger Geschäftsmann und verkaufte hauptsächlich Eisenwaren. In C. heiratete er eine deutschstämmige Frau, deren Familie schon seit mehreren Generationen in Chile lebte. Zusammen hatten sie fünf Töchter. Die jüngste dieser Töchter war Claudios Mutter.

Claudios Mutter zog nach ihrem Schulabschluss von C. nach Santiago, um zu studieren. Nach ihrem Studienabschluss arbeitete sie auch einige Zeit lang in der Hauptstadt, wanderte aber später aus beruflichen Gründen nach Peru aus. Dort lernte sie Claudios Vater kennen. Claudios Vater ist Kaufmann und importiert Maschinen für die Produktion von Plastik nach Südamerika. Nachdem sich beide kennen lernten, zogen Claudios Eltern, geschäftlich bedingt, eine Zeit lang nach Deutschland und später nach Ecuador.

Claudio hat keine sehr starke Beziehung zu seinem Vater. Er sieht ihn auch kaum, weil sein Vater weiterhin in Ecuador lebt, während Claudio sich in Chile befindet. Die Distanzierung zwischen Claudio und seinem Vater kann auf die Scheidung von Claudios Eltern zurückgeführt werden. Claudio glaubt, dass seine beiden Eltern einen starken Charakter haben und aus diesem Grund in Konflikt gerieten. Laut Claudio hatte seine Mutter diese Situation eines Tages einfach satt und zog mit ihrem Sohn nach Chile. Claudio war damals fünf Jahre alt.

5 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

Claudio erinnert sich kaum an Ecuador und bezieht sich im weiteren Verlauf des Interviews auch kaum auf diesen Ort. Sein Selbstbild bleibt daher von der Erfahrung in Ecuador wesentlich unberührt.

I: „Kannst du dich an die Zeit in Ecuador erinnern?

C: Ehm. Nein, ich habe keine, ehm, sehr entwickelten Erinnerungen. Aber ich erinnere mich an Bilder. Ja, ich erinnere mich an einige Bilder. Im Grunde etwas sehr Elementares.“ (63–65)

Anhand Claudios Beispiel kann man deutlich erkennen, dass der Geburtsort nicht unbedingt als biografisch- bzw. identitätsrelevanter Ort betrachtet werden muss. Ob ein bestimmter geografischer Ort ein bedeutungsvoller Anhaltspunkt bei der eigenen Verortung wird oder nicht, hängt maßgeblich vom sozialen und kulturellen Hintergrund und der individuellen Biografie einer Person ab.

Weiterhin kann man bei Claudio den Begriff der Herkunft schwer anwenden, denn sowohl Ecuador wie auch Deutschland oder Chile könnten im Fall von Claudio gegebenenfalls als Herkunft bezeichnet werden. Daran kann man klar erkennen, dass der Begriff der Herkunft auf lineare Migrationsgeschichten zugeschnitten ist und nicht lineare Migrationsverläufe nicht richtig erfassen kann. Dabei werden gerade diese bei zunehmender internationaler Vernetzung und Prozesse der Globalisierung immer stärker in den Vordergrund treten.

Ähnlich wie bei Sandra beginnt Claudios Selbsterzählung mit seiner Anmeldung an einer deutschen Begegnungsschule. Für Claudio war es „logisch“ (16), d.h. selbstverständlich, dass er in seiner Situation eine deutsche Begegnungsschule und keine andere Bildungseinrichtung besuchte. Dabei wurde er von Anfang der Muttersprachenklasse zugeordnet. Muttersprachenklassen wird zwar nachgesagt, sie seien privilegiert und grenzten sich innerhalb der Schulgemeinschaft ab, doch Claudio teilt nicht ganz diese Meinung. Wenn er an seine Schulzeit zurückdenkt, so glaubt er, dass seine Klasse einen verhältnismäßig großen Anteil chilenischer Mitschüler hatte und dass es daher keine großen Differenzen zwischen Muttersprachenklassen und den restlichen Schulklassen gab.

C: „Lass mal sehen. Ehm (3 Sek. Pause) ich weiß nicht. In Wirklichkeit (2 Sek. Pause), ehm (1 Sek. Pause), na ja, es ist typisch, dass sie sagen, dass die [Muttersprachenklassen, Anm. des Verf.] sich von den anderen abgrenzen. Usw. Und all das. Aber in meiner, in meiner Klasse gab es eine relativ hohe Proportion von Leuten, die, sagen wir mal, eine chilenische Herkunft hatte oder hier ihren Lebensmittelpunkt hatte. Mehr als die Hälfte. Also, ehm, hat sich die Klasse immer gleich gehalten und, hm, wir hatten auch mit anderen Klassen Kontakt (2 Sek. Pause) Ehm (4 Sek. Pause) Hm. Es gab nicht, sagen wir mal ... Ich glaube nicht, dass es zwischen uns und den anderen Klassen einen großen Unterschied gab.“ (85–90)

Interessant ist vielleicht anzumerken, dass Sandra und Claudio die gleiche Klasse besuchten, jedoch die Beurteilung ihrer Schulklasse ziemlich unterschiedlich ausfällt. So betont Sandra den wiederholten Verlust von Klassen-

kameraden, während Claudio sein Augenmerk eher auf den beständigen Anteil von Mitschülern richtet. Claudio betont weiterhin die chilenischen Aspekte der Klassengemeinschaft, während Sandra ihre Klasse eher aus einer deutsch-chilenischen Sichtweise betrachtet. Darin liegt auch schon das Wesentliche an Claudios Erzählung, nämlich die Reduzierung kultureller Unterschiede zwischen Chilenen und Deutsch-Chilenen bis auf ein Minimum, das manchmal sogar vollkommen aufgelöst wird. Dabei definiert er Chilenen als Personen, die ihren Lebensmittelpunkt in Chile haben. Durch diese Definition annulliert er gewissermaßen die Differenz zwischen Deutsch-Chilenen und Chilenen. So stellt Claudio auch immer wieder fest, dass Chilenen und Deutsch-Chilenen gleich sind.

Claudios Angleichung zwischen Chilenen und Deutsch-Chilenen scheint weiterhin im direkten Zusammenhang mit der eigenen identitätsbezogenen Positionierung zu stehen. So identifiziert sich Claudio einerseits mit Deutsch-Chilenen, die ihren Lebensmittelpunkt in Chile haben und andererseits mit Chilenen, wobei für ihn diese Kategorien weitgehend deckungsgleich sind.

Differenzerfahrungen an der deutschen Schule macht Claudio eigentlich nur in Zusammenhang mit seinen ehemaligen Mitschülern aus Deutschland. Dabei versucht er zwar zunächst Gemeinsamkeiten zwischen Deutschen und Deutsch-Chilenen zu bestimmen, bestätigt jedoch schließlich dessen Differenz.

I: „In welcher Hinsicht meinst du, dass die Beziehung eigenartig war?

C: (4 Sek. Pause) Weil, ehm (2 Sek. Pause), nein ... Gut, weil im Grunde, ehm, ich glaube, es ist ein (5 Sek. Pause) kulturelles Problem. Andererseits ist es nicht, nicht so sehr. Weil wir im Grunde ... Das heißt, wir sprechen die gleiche Sprache. Ehm. Wir haben die gleiche Religion. Aber (4 Sek. Pause), aber sagen wir mal, die Deutschen, die gerade aus Deutschland kommen, sind anders als die Nachkommen der Deutschen. Sie sind anders.“ (127–131)

Aber auch so versucht Claudio sich nicht an einer einzigen Gruppe von Menschen zu orientieren. Das heißt, Claudio versucht aktiv, bestehende Gruppendifferenzen zu überwinden und seine Freundschaftsbeziehungen nicht von kulturellen Unterschieden abhängig zu machen.

C: „Das heißt, innerhalb der Klassen bilden sich immer kleinere Gruppen. Und ich habe mich nie in eine dieser Gruppen einzwängen lassen. Nein, ich weiß nicht. Ich hatte nie einen einzigen Freundeskreis. Aber (6 Sek. Pause), zum Beispiel, wie ich dir vorhin schon erzählte, mein Freund, der [aus Deutschland, Anm. des Verf.] kam, er wusste viel über Computer. Und ich ging ihn besuchen. Er kam manchmal hier her. Er war genauso mein Freund wie alle meine anderen Freunde auch, d.h. diejenigen, die hier geblieben sind.“ (190–193)

Die Wahl seiner Freunde trifft Claudio also weniger nach kulturellen Kriterien als nach gemeinsamen Interessen. Mit anderen Worten, kulturelle Unterschiede sind Claudio eigentlich egal, vorausgesetzt er teilt mit den Betroffenen bestimmte Hobbys.

C: „Sieh mal, ich habe mich nie mit meinen Freunden zusammengetan, ehm (3 Sek. Pause), weil ich sie mochte oder nicht. Eigentlich habe ich sie, ich habe sie alle akzeptiert. Verstehst du? Es war eher etwas so wie, zum Beispiel, ich war bei den Pfadfindern. Dann sagen wir mal, dass mein Freund, der ebenfalls Deutscher war, dass er sich auch bei den Pfadfindern befand. Dann habe ich ihn eben bei den Pfadfindern getroffen. Oder beim Hockey. Beim Hockey, hm (2 Sek. Pause), na ja, dort gab es keine Deutschen aus Deutschland. Aber ich habe mich eben deswegen mit meinen chilenischen Freunden getroffen. Wegen dem Hockey. Und, hm (4 Sek. Pause), dasselbe mit den Computerspielen, mit all diesen Sachen. Da habe ich mich auch mit meinen deutschen Freunden getroffen und zwar nicht weil ich sie nett fand oder nicht, sondern deswegen [aufgrund der Computerspiele, Anm. des Verf.].“ (206–212)

Doch obwohl Claudio versucht, kulturelle Differenzen zwischen Deutschen und Deutsch-Chilenen bzw. Chilenen zu überwinden und gleichermaßen mit Personen aus Deutschland und aus Chile zu verkehren, fühlt er sich spontan wohler bei Personen, die in Chile aufgewachsen sind.

C: „Aber, aber ja. Die Affinität ist größer mit denjenigen, die (2 Sek. Pause), die hier aufgewachsen sind.“ (195–196)

C: „Ich pflegte den Umgang mit beiden Kulturen. Mit Deutschen, die gerade angekommen waren. Aber, klar, ich war eher mit Chilenen zusammen. Nicht wahr? (4 Sek. Pause) Ist ja auch logisch.“ (464–466)

Insgesamt beantwortet Claudio die Fragen nach seiner Zugehörigkeit hauptsächlich anhand von Aussagen über seinen Freundeskreis: wer dazu gehört und wer nicht, mit wem er sich trifft und mit wem nicht. So bekommt man den Eindruck, dass er sich sehr stark über seine Bekanntschaften und Freunde definiert, nach dem Motto: Sag mir, wen du triffst und ich sage dir, wer du bist⁶.

Claudio geht es weiterhin weit weniger um Grenzziehungen und Differenzen, sondern vielmehr um Prozesse der Integration und Identifikation. Dabei versucht er, Differenzen zu überwinden oder zumindest zu reduzieren. Dadurch verdrängt er so weit wie möglich all diejenigen Aspekte, die ihn von anderen trennen. Gleichzeitig macht er immer wieder den Versuch, diejenigen Aspekte hervorzuheben, die er mit anderen teilt. Kurz, Claudio stellt die Erfahrungen von Gleichheit und nicht Differenzerfahrungen in den Vordergrund.

Claudio zeigt ferner eine aktive Einstellung gegenüber Integration. Das bedeutet, dass er weniger davon ausgeht, dass andere ihn anerkennen und aufnehmen. Sondern eher anders herum. Er ist es, der sich darum bemüht, Menschen anzuerkennen und zu integrieren.

Claudio war schon öfters zu Besuch in Deutschland. Bis zum zehnten Lebensjahr ist er mehrmals dorthin gereist, um dort Verwandte zu besuchen. Das letzte Mal in Deutschland war er mit seiner Hockeymannschaft in einem Wettkampf. Dennoch war Claudio nie als länger als zwei Monate dort. Er

6 Entspricht dem Sprichwort in Chile: *Dime con quien andas y te diré quién eres*.

nahm auch nicht am Schüleraustausch teil. Aus diesem Grund empfindet Claudio, dass sein Eindruck von Deutschland sehr beschränkt ist.

Trotzdem stellt sich Claudio nach seinem Schulabschluss die Frage, ob er nicht in Deutschland studieren sollte. Er entscheidet sich letzten Endes dagegen, zum einen, weil er es vorzieht, seine Grundausbildung in Chile durchzuführen und zum anderen, weil er sich dem chilenischen Pol doch viel näher fühlt als dem deutschen.

C: „Ich weiß nicht. Ich glaube, dass ich dort [Deutschland, Anm. des Verf.] wahrscheinlich eher studieren würde (2 Sek. Pause). Dann könnte man weitersehen. (lacht) (3 Sek. Pause) Das. (4 Sek. Pause) Das. Aber eigentlich wollte ich nie dort [Deutschland, Anm. des Verf.] studieren ... Oder, na ja, ich habe schon darüber nachgedacht. Aber dann habe ich entschieden, nicht gleich [in Deutschland, Anm. des Verf.] zu studieren. Obwohl ich die Möglichkeiten dazu hatte und alles. Aber (3 Sek. Pause), aber nein [...] Eigentlich wollte ich zuerst eine Grundlage hier aufbauen, die ich dort dann später weiter entwickeln konnte. Auch wegen der Kultur. Denn ich fühle mich näher an der chilenischen als an der deutschen Seite. Und, hm, na ja, weil meine Mutter hier lebt. Nicht wahr? Und alles. (3 Sek. Pause) Hier habe ich auch meine Freunde. Und weil man mit 18 Jahren noch nicht ... (2 Sek. Pause) Ich weiß nicht, es ist schon beängstigend.“ (323–331)

Dennoch erwägt Claudio weiterhin die Möglichkeit, in Deutschland eine Weiterbildung zu machen. Dabei zieht er die Vorteile in Betracht, die eine solche Weiterbildung in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern haben könnte: Seine Sprachkenntnisse und deutsche Staatsbürgerschaft erleichtern ihm einen Aufenthalt in Deutschland im Vergleich zu anderen Orten. Weiterhin sind die Universitäten in Deutschland gut und kostenfrei, so dass es finanziell auch einfacher ist, dort eine weiterführende Ausbildung zu vollbringen. Insgesamt kann man also beobachten, dass Claudio nicht aus identitätsbezogenen Motiven nach Deutschland gehen möchte, sondern diesen Aufenthalt aus rein strategischen Gründen in Betracht zieht.

C: „Ehm (3 Sek. Pause). Ja, mir würde es schon sehr gefallen, dort, eh, eine Weiterbildung zu machen. Ein Master, eh, oder eine Promotion. Ich weiß nicht. Etwas. Weil (3 Sek. Pause), na ja, die Universitäten sind dort gut und kostenfrei [...] Und, ehm, ich glaube, dass ich die Kultur kenne. Die Sprache so ziemlich (2 Sek. Pause) und, hm, vergleichsmäßig ist es ein Vorteil. Wie man hier so sage würde. Aus einer ökonomischen Sichtweise.“ (315–319)

Eines der wichtigsten Momente in Claudios Leben ist sein Schulabschluss und der Übergang an die Universität. Jedoch im Gegensatz zu Sandra oder zu Camila gewinnt der Übergang an die Universität seine Bedeutung nicht aufgrund einer situativen Differenzenerfahrung. Der Studienbeginn ist für Claudio deshalb so relevant gewesen, weil er hiermit seine Berufsrichtung definierte und gleichzeitig einen wichtigen Lebensabschnitt – die Schule – hinter sich ließ.

C: „Eigentlich gibt es viele wichtige Momente in meinem Leben. Aber nicht ... (6 Sek. Pause) Der nächstliegende wichtige Augenblick in meinem Leben war, die Schule zu verlassen und das Studium zu beginnen.“

I: Und in welcher Hinsicht war es wichtig für dich? Hast du etwas Besonderes erlebt?

C: Nichts. Man definiert im Grunde seine Berufsrichtung

I: hm

C: Und du lässt alles, zwölf Jahre deines Lebens hinter dich. Und du beginnst ein neues Leben. Neu. Ja. (2 Sek. Pause) Der Wechsel ist schon ziemlich heftig, glaube ich [...] Es ist wichtig, weil du deine Berufsrichtung bestimmst. Wichtig, weil – wie ich dir vorhin schon sagte –, weil du eine Gruppe von Freunden verlässt und neue Freunde kennen lernst. Ehm. Andere Realitäten. (2 Sek. Pause) Ehm. (7 Sek. Pause) Du wirst selbstständiger. Sagen wir mal, du machst die Sachen, weil du sie machen willst. Du bist nicht mehr gezwungen (3 Sek. Pause) Diese Sachen (3 Sek. Pause) Diese Sachen.“ (499–511)

Dennoch erlebt auch Claudio eine situative Differenzenerfahrung an der Universität. Doch in seinem Fall bedeutet die situative Differenzenerfahrung kein einschneidendes Erlebnis oder Bruch, wie es zum Beispiel im Fall von Sandra oder Camila war. Claudios situative Differenzenerfahrung verläuft eher sanft und nahezu unbemerkt und bezieht sich fast ausschließlich auf seine Auseinandersetzung mit sozialen Differenzen. Daher spricht Claudio auch nicht von einem Kulturschock, sondern eher von einem Sozialschock.

C: „Ich glaube, dass ich mich sehr gut angepasst habe. Ich glaube nicht, dass [die Universität, Anm. des Verf.] so anders war im Vergleich zu anderen Realitäten.

I: hm hm

C: Ehm. Es war kein Kulturschock und gar nichts in der Richtung. Es war vielmehr, vielleicht, es war vielmehr ein Sozialschock.

I: Ja. Inwiefern?

C: Weil an der deutschen Schule, dort gehören alle irgendwie zur selben sozialen Schicht. ABC eins⁷. Und an der Universität C. gibt es alles Mögliche. (5 Sek. Pause) Es gibt D Null [...] Na ja, es sind Leute, sagen wir mal, es gibt auch ärmere Leute. Sie haben nicht die gleichen Ressourcen und gar nichts. Es ist mehr in dieser Hinsicht als in der kulturellen Hinsicht. Obwohl sie manchmal auch darüber Witze machen: ‚He, der Deutsche und so‘ [...] Es ist nicht aufgrund meines Aussehens, sondern es kommt eher im Gespräch hervor ... Und dann, wenn zum Beispiel im Unterricht ein deutscher Begriff verwendet wird. Oder ich weiß nicht. Jedes Mal, wenn man über Deutschland spricht, schauen sie mich an. Es ist eben witzig und nichts mehr. Aber es ist auf keinen Fall böse gemeint. Es ist einfach so.“ (226–244)

Wie man sehen kann, ist Claudios situative Differenzenerfahrung zeitlich begrenzt, da sie in Zusammenhang mit einem bestimmten Lebensereignis, nämlich dem Umgang an die Universität, entsteht. Während dieser Differenzenerfahrung treten gleichzeitig kulturelle und soziale Differenzen ins Spiel, wobei die sozialen Unterscheidungen weit wichtiger sind als die kulturellen. Kulturelle Differenzen werden in diesem Zusammenhang eigentlich nicht wirklich ernst genommen und sind höchstens Teil einer lustigen Bemerkung.

Wie schon an der Schule versucht Claudio weiterhin, die bestehenden sozialen und kulturellen Differenzen zwischen ihm und seinen Kommilitonen so weit wie möglich zu minimieren, indem er Aspekte der Jugendkultur oder des gemeinsamen Studentenlebens hervorhebt.

7 Claudio spricht von der offiziellen Klassifikation sozialer Schichten in Chile

C: „Weil ich in Wirklichkeit nicht. Ich unterscheide mich nicht wesentlich von ihnen [Kommilitonen, Anm. des Verf.]. Ich unterscheide mich nicht an der Sprache. (5 Sek. Pause) Hm. (2 Sek. Pause). Sagen wir es mal so, zumindest gibt es nichts Offensichtliches.

I: hm hm

C: Eben das. Ich weiß nicht. Na ja, Deutsch zu wissen ist immer ein Vorteil gegenüber denjenigen, die diese Sprache nicht beherrschen. In dieser Hinsicht, eh, fühle ich mich schon anders. Ich fühle mich etwas besser vorbereitet (2 Sek. Pause). In dieser Hinsicht. (4 Sek. Pause) Aber (5 Sek. Pause) ich fühle mich nicht anders, nein. Nein. Wir gehen zu denselben Partys. Wir trinken das gleiche.“ (249–254)

Andererseits zeigt Claudio auch eine ansatzmäßige Selbstdifferenzierung, und zwar in kultureller Hinsicht. Dabei bezieht er sich nicht auf eine essentialistische Differenz, sondern eher auf den Besitz bestimmter Kompetenzen, die seine Kommilitonen nicht besitzen, wie zum Beispiel Deutschkenntnisse. Mit anderen Worten, er bezieht deutsche kulturelle Kompetenzen nicht auf ein Sein, sondern auf ein Haben. Damit setzt er (essentialistischen) kulturellen Differenzen im Entstehen sofort wieder Grenzen. In ähnlicher Weise berichtet Claudio an einer anderen Stelle über seine Deutschkenntnisse (Haben) und schränkt diese sofort wieder ein, indem er behauptet, dass seine Denkweise (Sein) chilenisch ist. Daher identifiziert er sich auch gerne mit der Meinung seiner Kommilitonen, er sei der chilenischste Deutsche, den es je gegeben hat.

I: „Gibt es bestimmte Momente, an denen dein deutscher Einfluss besonders zutage kommt? Woran merkst du so etwas?

C: Ehm. (5 Sek. Pause) Na ja, an der Sprache. Nicht wahr? (3 Sek. Pause) Ehm. (9 Sek. Pause) Ich weiß nicht wirklich, ob es auch meine Denkweise betrifft. Weil diese irgendwie sehr ... Meine Denkweise ist ziemlich chilenisch. In der Tat, ärgern mich einige Kommilitonen, weil sie sagen, dass ich der chilenischste Deutsche der ganzen Welt bin (lacht während er das sagt)“ (425–428)

Nur an einem Punkt grenzt sich Claudio dezidiert von Chilenen ab, und damit meint er nicht nur seine Kommilitonen an der Universität, sondern die chilenische Bevölkerung allgemein. Dabei bezieht er sich auf seine Bereitschaft, Chile zu verlassen.

C: „Aber, ehm, im Unterschied zu vielen Chilenen – weil die Chilenen irgendwie so etwas haben, dass sie viel Angst haben, Chile zu verlassen. Sie befinden sich eingeschlossen zwischen ihren Anden und ihrem Meer. Verstehst du? Das passiert mir nicht. Ich glaube, dass es mich nicht so viel beeinflussen, d.h. es würde mich nicht so sehr stören, es wäre für mich nicht so schlimm, zum Beispiel nach Deutschland zu gehen. Oder woanders hin. Die Vereinigten Staaten, was weiß ich. Oder irgendwo anders. (3 Sek. Pause) Eh. Im Unterschied zu Chilenen. Es ist dann also nicht ein definitives Zuhause. Aber es ist mein Zuhause. Zumindest momentan. (lacht) (3 Sek. Pause) So sehe ich das zumindest. (6 Sek. Pause) Eben das.“ (517–522)

Man kann am vorherigen Interviewausschnitt weiterhin erkennen, dass Claudio Chile als sein Zuhause betrachtet. Doch in Übereinstimmung mit seiner Bereitschaft, dieses Land zu verlassen, entwirft Claudio einen mobilen Begriff des Zuhause-Seins. Sein Zuhause ist demzufolge nicht in Chile fixiert. Es ist

kein endgültiges Zuhause, sondern ein flexibles Zuhause, das an einem gewissen Zeitpunkt hier und an einem weiteren Zeitpunkt dort sein kann.

Darüber hinaus verortet Claudio sein Zuhause auf einer lokalen Ebene und zwar in Santiago. Hier befinden sich nämlich seine Freunde und Familie. Hier erlebt er seinen Alltag.

C: „Na ja, ich habe mich schon immer als Chilene betrachtet. Zuhause zu sein, bedeutet für mich, hier in Chile zu sein. Mir hat es zwar noch nie gefallen, in Santiago zu wohnen. Wir können nicht sagen (lacht), dass Santiago wirklich schön ist. Aber es ist mein Zuhause, könnte man sagen, Ich wohne hier. Meine Familie befindet sich hier. Ich habe meinen Freundeskreis hier. Ich studiere hier.“ (514–517)

Claudio verbindet weiterhin sein Zuhause mit einer Zugehörigkeitsfrage. In dieser Hinsicht definiert sich Claudio zunächst als Chilene. An einer anderen Stelle des Interviews fügt er jedoch hinzu, dass er auch einen „großen deutschen Einfluss“ (422) besitzt.

I: „Wie würdest du dich selber definieren?

C: Ich würde mich als Chilene definieren.

I: Chilene

C: Ja. (4 Sek. Pause) Und, ehm, Chilene und (5 Sek. Pause), na ja, mit großem deutschen Einfluss.“ (419–422)

Diese Aussage steht zunächst im Widerspruch mit der Ansicht, die Claudio am Anfang des Interviews äußerte, nämlich dass er gemäß seiner Abstammung hundertprozentig deutsch ist. Doch der Widerspruch löst sich auf, sobald man die unterschiedlichen Zugehörigkeitsebenen voneinander trennt. So ist Claudio auf einer biologischen Ebene deutsch. Doch er denkt und handelt nach chilenischen Kriterien, also besitzt er sozusagen eine chilenische Persönlichkeit. Darüber hinaus ist er auf einer juristischen Ebene Bürger von drei Nationalstaaten: Deutschland, Chile und Ecuador. Doch wie wir sehen konnten, spielen bei Claudio weder die Abstammung noch die juristische Ebene eine große Rolle hinsichtlich seiner eigenen kulturellen Identifikation. Der Schwerpunkt liegt vielmehr auf der Bestimmung charakteristischer Persönlichkeitsmerkmale, die an gesellschaftlichen Stereotypen anknüpfen. Wir werden im Verlauf dieser Arbeit sehen können, dass meine Interviewpartner diese Strategie als bevorzugtes Mittel zur Konstruktion einer kulturellen Identität verwenden.

Francisco: Nicht schwarz und nicht weiß, sondern grau

Francisco ist zum Zeitpunkt des Interviews 20 Jahre alt und studiert Betriebswirtschaft an der Universität P. Er besitzt drei Staatsangehörigkeiten: die deutsche, die chilenische und die panamesische. Die letzte Staatsbürgerschaft hat Francisco durch seine Geburt in Panama erworben. Francisco spricht fließend Deutsch und Spanisch. Ihm ist es in Prinzip egal, auf welcher Sprache

das Interview geführt werden soll. Letzten Endes wird das Interview auf Spanisch realisiert, obwohl Francisco dabei oft Sprachwechsel vollzieht⁸.

Obwohl Francisco in Panama zur Welt kam, ist dieser Ort für ihn vollkommen bedeutungslos, weil er dieses Land schon nach drei Monaten wieder verließ. Panama steht für Francisco also nur in den Papieren.

F: „Ja, nein. Es ist ... Panama existiert praktisch nicht.

I: hm hm

F: Weil ich dort geboren wurde und den Pass besitze. Es steht in den Papieren. Aber mehr als das ... Ich habe den Ort schon mit drei Monaten wieder verlassen. Ich erinnere mich an nichts. Ich würde höchstens einmal zurückkehren, um zu sehen wie es dort ist. Ich habe aber keinen größeren Bezug.“ (39–43)

Nachdem Franciscos Eltern Panama verlassen hatten, zogen sie drei Jahre lang nach Nicaragua. An Nicaragua kann sich Francisco etwas erinnern, aber auch dieser Ort bleibt für ihn weitgehend irrelevant. Schließlich zieht die Familie nach Chile und lässt sich hier endgültig nieder. Francisco war bei seiner Ankunft in Chile etwa dreieinhalb Jahre alt. Aufgrund seiner bewegten Migrationsgeschichte als kleines Kind betont Francisco die Zeit, die er in Chile bisher verbracht hat und betrachtet sie als Beweis dafür, dass Chile in seinem Leben einer der wichtigsten Bezugsorte ist.

F: „Aber auf der anderen Seite, lebe ich ungefähr schon 17 Jahre lang in Chile ...

I: hm hm

F: ... eh, und in Deutschland, klar, war ich bisher noch nicht. Ich kann also meine Beziehung zu Chile auf keinen Fall verleugnen.“ (51–54)

Auf der anderen Seite hat Francisco auch eine wichtige Beziehung zu Deutschland. Ähnlich wie bei Claudio bezieht sich dieser Bezug zu Deutschland auf seine Abstammung. In dieser Hinsicht kommt Francisco zu dem Schluss, dass er vom Blut her eigentlich einen größeren Anteil deutsches und nicht chilenisches Blut hat.

F: „Und deshalb ist jede Beziehung zu Deutschland auch stark, das heißt, wenn du es von der Seite des Blutes siehst, so habe ich vielleicht mehr deutsches als chilenisches Blut.“ (50–51)

So sehen wir bei Francisco, genauso wie bei Claudio, die Unterscheidung verschiedener Zugehörigkeitsebenen. Diese beziehen sich hauptsächlich auf eine juristische Ebene der Staatsbürgerschaft, eine biologische Ebene der Abstammung und eine soziale Ebene, die mit Franciscos Sozialisation und Lebenswelt verknüpft ist. Um dieses komplexe Zugehörigkeitsnetz besser verstehen zu können, ist es sinnvoll, einen Schritt zurückzugehen und kurz die Geschichte von Franciscos Eltern und Großeltern zu betrachten.

Franciscos Vater ist deutscher Abstammung und arbeitet bei der UNO. Daher wurde er etwa jedes zweite Jahr in einen anderen nationalen Standort versetzt, bis er seine endgültige Niederlassung in Santiago beantragte. Laut

8 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

Francisco ist sein Vater aufgrund seiner Abstammung zwar hundertprozentig deutsch, doch eigentlich passt er überhaupt nicht in das typische Bild eines Deutschen. Einerseits sieht er nicht wie ein Deutscher aus, weil er keine blonden Haare hat. Andererseits lebte Franciscos Vater auch kaum in Deutschland, weil sein Vater – d.h. Franciscos Großvater – Diplomat war und die Familie daher ständig unterwegs war.

Francisco sieht in seinem Vater ein wichtiges Vorbild. Er beschreibt ihn als aktiven und lustigen Mann, der gleichzeitig sehr effizient arbeitet und hohe Ansprüche an sich selbst stellt. Er hält sich zwar nicht so streng an Regeln – laut Francisco eine typische deutsche Eigenschaft –, dennoch kommt er seinem Sohn eher als Deutscher vor, weil er immer Deutsch spricht, die Verbindung zur Familie in Deutschland darstellt und sich in Deutschland gut orientieren kann. Außerdem fühlt sich Franciscos Vater in Deutschland zuhause, weil er dort an der Universität studierte. All diese Eigenschaften dienen Francisco als Anhaltspunkte zur kulturellen Kategorisierung seines Vaters und zum Ausbau deutscher Gesellschaftsbilder.

Als Franciscos Vater damals in die UNO eintrat, sollte er entscheiden, ob er nach Chile oder Angola versetzt werden sollte. Da Franciscos Vater damals schon etwas Spanisch sprechen konnte und außerdem in Angola Zivilkrieg herrschte, entschied er sich für Chile. Dort lernte er auch Franciscos Mutter kennen, die zu der Zeit in T. (mittelgroße Stadt in der IX Region) Psychologie studierte. Kurz nachdem sie sich beide kennen lernten, wurde Franciscos Vater erneut versetzt. Franciscos Mutter begleitete ihn ins Ausland. Doch laut Francisco hing seine Mutter sehr an Chile und wollte nach einer Zeit unbedingt zurückkehren. So beantragte Franciscos Vater eine endgültige Versetzung nach Chile. Seitdem arbeitet er in der ECLA (Economic Commission for Latin America).

Franciscos Mutter ist halb deutsch, weil ihr Vater deutscher Abstammung war. Franciscos Urgroßvater (der Großvater von Franciscos Mutter) kam damals als Fotograf nach Chile, weil er von der chilenischen Regierung beauftragt wurde, Postkarten zu erstellen. Er ließ sich schließlich mit seiner Familie in Chile nieder. Franciscos Großvater (der Vater von Franciscos Mutter) lehnte den Einfluss des Nationalsozialismus in Deutschland und innerhalb der deutsch-chilenischen Kolonie ab und kehrte deshalb auch nie nach Deutschland zurück. Obwohl er viele Mitschüler hatte, die während des zweiten Weltkrieges für Deutschland kämpften, wollte er selbst nicht so etwas tun. Im Gegenteil, sobald er seine Schulzeit hinter sich gebracht hatte, brach er jeden Kontakt mit der deutsch-chilenischen Kolonie ab, suchte sich neue Freunde an der Universität und heiratete eine Chilenin. Dennoch schickte er seine Kinder an eine deutsche Schule, jedoch keine Begegnungsschule, sondern eine andere. Daher besitzt Franciscos Mutter nicht nur deutsche Sprachkenntnisse, sondern auch eine deutsche Staatsbürgerschaft. Dessen ungeachtet fühlt sie sich als Chilenin und spricht mit ihren Kindern auf Spanisch.

Einer der wichtigsten Momente in Franciscos Leben ist der Tag, an dem er seine Schullaufbahn an einer deutschen Begegnungsschule beginnt. Von dem

Tag an, und bis zu seinem 18. Lebensjahr, war Francisco im Rahmen dieser Institution in einer deutsch-chilenischen Welt eingetaucht. Genauso wie Sandra und Claudio besucht auch er eine Muttersprachenklasse. Hier macht Francisco eine Erfahrung von Gemeinschaft und Gleichheit.

F: „Das heißt, eigentlich bin ich in einer Klasse aufgewachsen – meine Klasse war ziemlich gut. Wir hatten eine sehr enge Beziehung. Wir haben es sehr gut verbracht. Wir haben es nicht nur sehr gut verbracht, wir verstanden uns auch prima. Ich war vielleicht nicht mit allen befreundet, aber ich habe mich mit allen gut vertragen. Und es war (2 Sek. Pause), immerhin eine sehr gute Klassengemeinschaft. Und das spürt man. Jetzt treffen wir uns viel weniger. Was heißt weniger, viel weniger als vorher, klar. Doch, wenn wir uns treffen, dann ist es gut und man merkt, dass man mehr gemeinsam ... Man hat vielleicht mehr Dinge gemeinsam im Vergleich zu anderen Personen.“ (117–122)

Doch Franciscos Erfahrung von Gleichheit betrifft nicht gleichermaßen alle Klassenmitschüler, sondern bezieht sich eigentlich nur auf den deutsch-chilenischen Teil dieser Gruppe. Dieser Teil der Klassengemeinschaft ist für Francisco der Inbegriff des Normalen und die Menschengruppe, mit der er sich am ehesten identifizieren kann. Zu seiner Schulzeit betrachtete er sie jedoch nicht als Deutsch-Chilenen, sondern als Chilenen. Erst im Nachhinein – nachdem er an der Universität gewöhnliche Chilenen kennen lernt – erkennt er diese Gruppe nicht als Chilenen, sondern als Deutsch-Chilenen. Damit verschiebt sich auch sein Selbstbild von Chilene auf Deutsch-Chilene.

F: „Eh. [Über den deutsch-chilenischen Teil seiner Klasse, Anm. des Verf.] Und für mich waren sie das absolut Normale. Diese Gruppe.
I: hm

F: Doch hier waren sie der chilenische Stereotyp bis (3 Sek. Pause) (trinkt Kaffee) bis vielleicht *cuarto medio* [entspricht der letzten Klasse einer deutschen Oberstufe, Anm. des Verf.]. Und als ich die Universität verließ, als ich ... Als ich mit meinem Studium begann (korrigiert vorherige Angabe), als ich chilenische Leute aus anderen Gruppen kennen lernte, einfach nur Chilenen und (3 Sek. Pause) aus derselben sozialen Schicht, was ebenfalls eine Gruppe charakterisieren kann. Eh, sie waren in vieler Hinsicht absolut anders.“ (265–270)

Die Gleichsetzung von Chilenen und Deutsch-Chilenen innerhalb der Muttersprachenklasse erinnert in gewisser Hinsicht an den Versuch von Claudio, Differenzen zwischen diesen beiden Gruppen so weit wie möglich zu minimieren. Im Gegensatz zu Claudio handelt es sich bei Francisco jedoch nicht wirklich um einen Versuch der Angleichung beider Gruppen. Die Logik, die hinter Franciscos Wahrnehmung von Deutsch-Chilenen als Chilenen liegt, ist eine andere als bei Claudio. Für Francisco hängt die kulturelle Zuordnung einer Gruppe vom Umfeld ab, d.h. die kulturelle Identität bzw. Identifizierung einer Gruppe ist nicht festgelegt, sondern ändert sich je nach Kontext. Um seine Ansicht zu erklären, greift Francisco auf eine Metapher von Farben zurück. Demnach ist Francisco weder weiß noch schwarz, sondern grau und je nachdem, um welchen Kontext es sich handelt, erscheint Grau als helle oder dunkle Farbe. Es handelt sich um eine Logik der Kontraste.

F: „Es ist schon eigenartig, denn als ich in der Schule war, fühlte ich mich sehr chilenisch ...

I: hm hm

F: ... weil ich in der [Muttersprachenklasse, Anm. des Verf.] war und alle deutsch waren. Aber als ich die Schule abschloss und mein Studium begann, habe ich mich ... Na ja, ich nehme an, es ist der Kontrast.

I: hm hm

F: Das heißt, wenn man etwas Graues ist, dann ist man zusammen mit etwas Wei-ßem ist, dann ist man dunkler. Wenn man zusammen mit etwas Schwarzem ist, dann ist man heller. Eh, na ja, das ist ein Kontrast und jetzt konnte man den deutschen Unterschied in seiner ganzen Dimension wahrnehmen.“ (56–62)

Zudem ist es interessant zu beobachten, dass Francisco die Erfahrung von Gleichheit an der deutschen Schule im Verlauf des Interviews immer weiter einschränkt und dagegen immer stärker kulturelle Differenz Erfahrungen in den Vordergrund stellt. Diese Unterschiede beziehen sich zunächst einmal auf die Beziehung zwischen deutschen und deutsch-chilenischen bzw. chilenischen Mitschülern innerhalb der Muttersprachenklasse. Doch anschließend verallgemeinert Francisco die Existenz kultureller Differenzen auf die gesamte Schule. In dieser Hinsicht meint er, dass kulturelle Unterschiede ein wichtiger Teil des Schulalltags waren. Man lernte, sich daran zu gewöhnen und sie als etwas Normales zu akzeptieren.

F: „Na ja, damals hat man nicht weiter darüber nachgedacht

I: hm

F: Man nahm es wie es kam. Waren sie es oder war Deutschland so. Und nichts. Man gewöhnt sich an solche Dinge. Eh, klar, unterschiedliche Dinge. Man muss sich daran gewöhnen, weil man zusammen auskommen muss.

I: hm

F: Und mit der Zeit macht man das auch. Ganz deutlich. Ich weiß nicht warum (?) Wenn du im Grunde Mitschüler hast, die seit fünf Jahren kommen und gehen ... (2 Sek. Pause) Und man ... Ich bin ja selbst unterwegs gewesen als ich drei Jahre alt war. Und es gab immer Deutsche, Chilenen und die Mischung. (2 Sek. Pause) Eh. Man stellt es nicht mehr in Frage. Es ist irgendwie normal, unterschiedliche Dinge zu sehen.“ (164–172)

Des Weiteren sieht sich Francisco zwar als Teil des deutsch-chilenischen Kontextes, aber nicht als typisches Mitglied der deutschen Kolonie in Chile, da seine Familie nicht vor 150, sondern erst vor 20 bzw. 60 Jahren nach Chile auswanderte.

F: „Der Gruppe, der deutschen Kolonie, alles. Ich habe nie eine andere Gruppe in Erwägung gezogen. Ich habe mich nie in einem Konflikt zwischen zwei Sachen gefunden. Es war immer das [...] Wenn ich aber jetzt diese Gruppe [Deutsch-Chilenen, Anm. des Verf.] in Betracht ziehe. Eh. Ich bin ganz deutlich (2 Sek. Pause), eh, keine typische Person der deutschen Kolonie, weil meine Familie nicht vor 150 Jahren auswanderte, sondern erst seit 20.

I: hm

F: Oder 60, je nachdem wie man es sieht.“ (576–584)

Zudem zeigen Franciscos Eltern kein Interesse an einer aktiven Teilnahme am Leben der deutsch-chilenischen Gemeinschaft.

F: „Und sie [Familie, Anm. des Verf.] sind nicht Teil, sie sind kein Teil derer, die wirklich in der Kolonie integriert sind. Nein. Obwohl wir Mitglieder des M. [Deutsch-chilenischer Sportverein, Anm. des Verf.] sind, haben wir keine Aktien und keine deutschen Unternehmen und (2 Sek. Pause) heirateten keine deutschen Kolonisten. Nein, doch. Sie haben doch deutsche Kolonisten geheiratet. (Interviewerin lacht) Aber sie haben es nicht absichtlich getan.

I: Klar

F: Es war nicht so, dass sie immer nur mit [Deutschen, Anm. des Verf.] ausgegangen sind, eh, und ... Obgleich meine Eltern, meine Mutter besuchte die T.M. Schule [eine deutsche Schule, die keine Begegnungsschule ist, Anm. des Verf.], sie ist nie mit einem Deutschen ausgegangen, bevor sie meinen Vater kennen lernte.“ (584-591)

Schließlich kennt Franciscos Vater auch nicht die typischen Repräsentanten der deutsch-chilenischen Kolonie, sondern hat eher Beziehungen zu den deutschesten Mitgliedern innerhalb des deutsch-chilenischen Kontextes, wie zum Beispiel Diplomaten oder Lehrer.

F: „Und mein Vater auch nicht. Er ist auch nicht hier aufgewachsen. Und die Kolonie entsteht ja meistens an der Schule und so. Mein Vater kam, als er schon groß war, und arbeitete bei der UNO und hatte keine weitere Beziehung, eh, keine intensive Beziehung zur Kolonie.

I: hm hm

F: (räuspert) Vielleicht, die Deutschen, die er kennt, die deutschesten Deutschen. Ich weiß nicht, zum Beispiel aus der *Botschaft* [Deutsch i. Orig.] oder ...

I: hm hm

F: ... Lehrer

I: Das sind die Personen, die dein Vater kennt.

F: Die mein Vater ... Das sind die Deutschen, die mein Vater potenziell kennen lernen könnte. Aber sie sind nicht wirklich Teil der Kolonie als solche. Weil sie kein Repräsentanten, sie sind nicht die klassischen Repräsentanten der Kolonie, wie es zum Beispiel die alten Familien sein können, die schon 150 Jahre lang verschiedene Vereine und Institutionen gründen, Feuerwehr, oder alles mögliche. Aus dieser Perspektive bin ich nicht Teil der Kolonie und könnte auch nicht einen Onkel anrufen damit er mir eine Arbeit in einer deutschen Firma anbietet. Nein, es würde nicht funktionieren. Und na ja, das merkt man. Eigentlich nicht ... (2 Sek. Pause) Wenn ich heute zum *Oktoberfest* [Deutsch i. Orig.] am M. [Deutsch-chilenischer Sportverein, Anm. des Verf.] gehe, dann werden meine Eltern nicht einmal die Hälfte dieser Menschen grüßen. Und na ja, das fällt schon auf. Das heißt, ich bin kein typischer Teil der deutschen Kolonie. Nein, es ist nicht so.“ (597-613)

Francisco war schon öfters in Deutschland, weil sein Vater jedes zweite Jahr „home leave“ bekommt. Francisco nahm außerdem am Austauschprogramm der deutschen Schule teil. Im Gegensatz zu den vorher präsentierten Interviews bewertet Francisco seinen Schüleraustausch als ein höchst relevantes Lebensereignis. Diese Tatsache hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass Francisco seinen Schulaufenthalt in Deutschland eindeutig mit einer Frage nach dem Lebensort verknüpfte. Mit anderen Worten, der Schüleraustausch war für Francisco nicht nur ein kurzer Schulbesuch, sondern ein Probeaufenthalt in Deutschland.

F: „Als ich im Austausch war, habe ich versucht ... Es gab Mitschüler, die nur ihr Spaß haben wollten. Ich habe dagegen versucht, dorthin zu gehen und: ‚Gut. Wie wäre es, wenn ich jetzt ankäme und für immer hier bleiben würde.‘“ (715–717)

Francisco versuchte mit seinem Schulaufenthalt in Deutschland seine Neugierde gegenüber Deutschland zu tilgen. Dabei versucht er sich vorzustellen, wie es wäre, wenn er dort leben würde. Der Schüleraustausch diente Francisco weiterhin als erste Kostprobe eines unabhängigen Wohnens. Beide Motive erscheinen innerhalb der Erzählung eng miteinander verbunden.

F: „Was hat mich dazu gebracht, den Schüleraustausch zu machen. Es war ein bisschen das ‚wie ist es dort‘. Wie ist es dort. Zu denken, dass es vielleicht so viel von mir gibt, das sich dort befindet. Ich wollte sehen, wie ich dort leben könnte. Fast. Es war eine Herausforderung. Es hatte einen persönlichen Sinn, dass ... Da habe ich auch etwas, was mit dem Ausziehen zu tun hat. Von zuhause ausziehen. Aus dem Haus zu gehen und zu sehen wie es war, an einem Ort zu leben, von dem man mir, seit ich Erinnerungen habe, schon immer erzählte und den ich auch besucht hatte, aber wo ich noch nie wirklich gelebt hatte. Das ist es vielleicht, was mich dazu brachte, zu gehen. Eh. Ja, es war eine Herausforderung. Es gab keine tieferen Gedanken. Also nein. Und es ging mir direkt darum: ‚gut, wie ist es denn, wie ist es‘. Wie ist das, von dem sie dir das ganze Leben lang erzählt haben. Und eben das. Zu sehen, was sich hinter all dem verbirgt, das sie mir erzählt haben. Das hat mich sehr motiviert. Ja, ich glaube, das war meine Hauptmotivation.“ (776–783)

Auf ähnlicher Art und Weise wie Claudio zeigt Francisco eine hohe Bereitschaft, Chile zu verlassen. Mehr noch, Francisco weigert sich, sein ganzes Leben in Chile zu verbringen.

F: „Das heißt (3 Sek. Pause), ich habe nicht, ich will nicht mein ganzes Leben lang hier verbringen.“ (409–410)

Deutschland ist für ihn dabei nicht nur ein strategisch bedeutungsvoller alternativer Lebensort, sondern ein identitätsrelevanter potenzieller Lebensmittelpunkt. Es geht nicht darum, Chile zu verlassen, um irgendwo hinzugehen. Francisco steht vor sich ausschließenden Alternativen: entweder Chile oder Deutschland.

F: „Und ich glaube, dass ich auf jeden Fall vor der Situation stehe: entweder Chile oder Deutschland. Und das war schon immer so. Das heißt, nein. Ich bin irgendwie von hier, aber ich könnte auch von dort sein. Und das, na ja, hier und dort und ...“ (690–691)

Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass Francisco sich nach seinem Schulabschluss stark mit der Frage auseinandersetzt, ob er nicht in Deutschland studieren sollte.

F: „Und es kam der Moment, nachdem ich die Schule abgeschlossen hatte, wo ich mich selber gefragt habe, ob ich nicht in Deutschland studieren wollte.

I: Du wolltest also gehen

F: Ja

I: hm hm

F: Und ich habe wirklich intensiv darüber nachgedacht und es ging hin und her, und hin und her. Und ich war kurz davor zu gehen, kurz davor zu gehen, kurz davor zu gehen und dann, aufgrund verschiedener Motive bin ich nicht gegangen [...] Ich habe es vier Monate vorher aufgegeben.

I: hm hm

F: Eh, nein. Klar, es waren vier Monate, bevor ich mich hier an der Universität bewarb. Ungefähr im September. Und so bin ich nicht gegangen.“ (90–100)

Es gab verschiedene Gründe, die Francisco dazu brachten, schließlich in Chile zu bleiben. So hatte er damals eine Freundin, die er nicht gerne alleine in Chile zurücklassen wollte, obgleich er kurz nach Studienbeginn mit ihr Schluss machte. Zudem erkrankte sein Vater und Francisco fragte sich, wie es wäre, wenn seinem Vater etwas Schlimmes zustoßen sollte und er Meilen weit entfernt ist. Weiterhin hatte er einfach Angst. Chile war immerhin eine bekannte Welt. In Deutschland wäre alles viel schwieriger gewesen.

F: „Ich hatte eine Freundin ...

I: hm hm

F: ... die zu dem Zeitpunkt nicht gegangen wäre. Und, na ja, so bin ich geblieben. Ich habe kurze Zeit darauf mit ihr Schluss gemacht, aber ich habe realisiert, dass ich hier bleiben wollte und bin nicht gegangen. Ich bereue es auch nicht.“ (102–105)

F: „Mein Vater ist auch zwischen Oktober und November krank geworden. Er war im Krankenhaus. Da habe ich mich schon gefragt, was passiert wäre, wenn ich dort gewesen wäre und mein Vater todkrank im Krankenhaus gelegen hätte. Es war irgendwie, hey! Wie hätte ich mich dabei gefühlt.“ (905–907)

F: „Es [Chile, Anm. des Verf.] ist eine bekannte Welt. Es ist viel einfacher. Ich muss nicht erst lernen, wie die Sachen funktionieren.“ (816–817)

Trotz allem kann Francisco die Frage nach dem Lebensort nicht loslassen. Während seines gesamten ersten Jahres an der Universität quält er sich damit herum, wo es für ihn am besten wäre, zu studieren bzw. zu leben. Er versucht Argumente dafür zu finden, die seine Entscheidung, in Chile zu bleiben, unterstützen. Doch es ist nicht so einfach, da er erst kurze Zeit davor versucht hatte, die positiven Seiten eines Aufenthaltes in Deutschland zu unterstreichen.

F: „Wenn man eine Idee hat, so muss man diese Idee mit Argumenten unterstützen, die vielleicht nicht gerechtfertigt sind, die man jedoch braucht, um sich selber von seiner Idee zu überzeugen. Man muss sich selbst überzeugen, um etwas machen zu können. Ja, klar. Man hat mir sehr oft gesagt: ‚Nein, das Studium ist dort [Deutschland, Anm. des Verf.] viel besser‘ und der Raum und die Art des Studiums. Und man unterstrich eindeutig die positiven Dinge, um sich das Leben einfacher zu machen. Nein (3 Sek. Pause), ich bin nicht gegangen. Und ich bereue es nicht. Nein, nein. Jetzt bin ich hier und muss das Gegenteil machen. Das heißt, ich muss mich selbst davon überzeugen, dass es gut ist, hier zu sein. Das heißt, man überzeugt sich selbst, um sich besser zu fühlen. Um sich nicht ständig darüber Gedanken zu machen, warum ich das und nicht das andere gemacht habe [...] Aber die Tatsache ist – vielleicht ist es ja nicht schlecht – wenn man ständig sagt, dass die Universität dort [Deutschland, Anm. des Verf.] besser ist oder dass die Sachen dort besser sind als hier, dann verinnerlicht man das und man muss ein Gegenargument dafür finden,

weshalb es schließlich besser ist, hier [Chile, Anm. des Verf.] zu bleiben. Und es nicht, dass das Leben in Chile schlecht wäre. Auf keinen Fall. Doch in Chile zu bleiben, kann als etwas Schlechtes betrachtet werden.

I: hm

F: Wenn gehen das Gute ist.“ (785–811)

Francisco informiert sich also weiterhin über die Studiengänge in Deutschland, obwohl er schon in Chile studiert. Schließlich rät ihn ein Cousin von der Idee ab, in Deutschland zu studieren. Erst dann hat Francisco das Gefühl, dass seine Entscheidung, in Chile zu bleiben, richtig war. Dieses Gespräch führte er nur wenige Monate vor dem Interview.

F: „Und nichts. Ich habe mich mit meinem Cousin unterhalten. Er unterrichtet in London an der LSE [Universität in London, Anm. des Verf.] und er hat mich davon *abgeraten* [Deutsch i. Orig.], in Deutschland zu studieren [...] Das war dann wie: ‚Gut, vielleicht soll ich gar nicht in Deutschland bleiben‘. Da habe ich dieses Kapitel abgeschlossen und mich beruhigt. Und es war: ‚gut, dass ich nicht nach Deutschland gegangen bin‘.“ (877–898)

Doch das Problem ist noch nicht ganz abgeschlossen. Es ist absehbar, dass Francisco nach seinem Studienabschluss erneut mit der Frage nach dem Lebensort konfrontiert sein wird, denn er überlegt schon jetzt, ob er nicht eine Weiterbildung in Deutschland machen soll.

F: „Ich *schließe* [Deutsch i. Orig.] es wahrscheinlich nicht ganz *aus* [Deutsch i. Orig.], dass ich eines Tages nach Deutschland gehe.

I: hm

F: Auf keinen Fall. Es hängt davon ab, wie es mir jetzt geht. Ob ich vielleicht eines Tages ein Ph.D. machen möchte.“ (915–918)

Francisco könnte sich ferner auch gut vorstellen, dass er eines Tages eine deutsche Frau heiratet. Darin zeigt sich, dass Deutschland wahrscheinlich auch in Zukunft ein wichtiger Referenzpunkt in Franciscos Leben sein wird.

F: „Eines Tages, wenn ich vielleicht heirate, ist es möglich, dass ich eine Deutschland, eine Deutsche (korrigiert sich) heirate. Ich würde das nicht als etwas Fremdartiges betrachten. Ich würde es sogar normal finden. Ich sehe das als eine legitime Alternative, weil wir viel gemeinsam haben.“ (934–936)

Als Francisco sein Studium an der Universität P. aufnimmt, erlebt er keine situative Differenzenerfahrung. Eigentlich ist es eher so, dass Francisco sich seit seiner Schulzeit kontinuierlich mit Differenzen auseinandersetzt, die je nach Kontext etwas hin oder her geschoben werden. Dabei handelt es sich auch meistens um kulturelle Differenzen. Soziale Unterschiede, so wie wir sie zum Beispiel bei Camila beobachten konnten, spielen bei Franciscos Erzählung kaum eine Rolle. Das liegt wahrscheinlich in Zusammenhang mit Franciscos Universitätswahl.

Diese Beobachtung macht eine kurze Anmerkung hinsichtlich chilenischen Hochschulen notwendig. Nämlich: Die Universität P. und die Universität C. repräsentieren die relevantesten Universitäten in Santiago. Sie werden

oft als entgegengesetzte Bildungsinstitutionen dargestellt. So gilt die Universität P. als konservativ und katholisch, während die Universität C. als liberal und laizistisch beschrieben wird. Studenten beider Institutionen wurden von meinen Interviewpartnern entsprechend als materialistisch, konservativ und kosmopolitisch (Universität P.) und sozial vielfältig, offen und chilenisch (Universität C.) charakterisiert.

Diese verschiedenen Kontexte spielten bei den Befragten offensichtlich eine wichtige Rolle bezüglich ihrer jeweiligen Differenzerfahrungen im Übergang an die Universität, denn sowohl Camila und Sandra als auch Claudio erlebten einen mehr oder weniger starken Sozialschock an der Universität C., während Francisco – im Vergleich zur deutschen Schule – keine wesentlichen sozialen Unterschiede an der Universität P. feststellen kann. Beide Institutionen scheinen also unterschiedliche Studentenschaften zu haben, die sich zunächst einmal nach Kriterien der sozialen Klassenzugehörigkeit unterscheiden. Doch nicht nur. Wie wir auch schon vorher sehen konnten, befinden sich kulturelle und soziale Dimensionen eng miteinander verbunden. Insgesamt kann man sagen, dass die Gegenüberstellung zwischen Universität P. und C. auch in späteren Interviews eine wichtige Rolle spielt.

Auf jeden Fall kann man bei Francisco beobachten, dass er von Seiten seiner Kommilitonen an der Universität P. keinerlei Diskriminierung erleidet.

F: „So etwas wie Diskriminierung? Nein. Diskriminierung auf keinen Fall. Nein

I: hm hm

F: Ich glaube nicht. Nein, nein. Im Grunde hat es das nicht gegeben ... (2 Sek. Pause) Klar, das hat es noch nicht gegeben. Dass sie mich so behandeln, dass ich mich anders fühle [...] Sie behandeln mich genauso wie alle anderen.“ (474–482)

Kulturelle Differenzen spielen im Kontext der Universität P. weiterhin auch kaum eine Rolle.

I: „Das heißt, etwas Deutsches zu haben, spielt im Grunde überhaupt keine Rolle

F: Nein, die Tatsache ... Nein, es spielt überhaupt keine Rolle. Nein. Das heißt, vielleicht: ‚Dein Name ist vielleicht kompliziert‘ oder ... (2 Sek. Pause) So in der Richtung. Es kommt ihnen kompliziert vor. Oder ein Wort, das einen anderen Klang besitzt. Aber nein, es spielt überhaupt keine Rolle.“ (492–495)

So kann man davon ausgehen, dass es sich bei der Differenzerfahrung, die Francisco an der Universität erlebt, hauptsächlich um eine Selbstdifferenzierung handelt. Das heißt, es ist in erster Linie Francisco selbst, der seine Erfahrung des Anders-Seins gegenüber seinen Kommilitonen zu verantworten hat. Dabei bezieht er sich auch vorwiegend auf eine kulturelle Dimension und knüpft an einer Gegenüberstellung von Gesellschaftsbildern und einer kolonialen Logik an. In dieser Hinsicht betrachtet er seine chilenischen Kommilitonen als unpünktlich, unzuverlässig, passiv und unkritisch.

F: „Das kann ein Unterschied sein. Die Denkweise, vielleicht [...] Aber man merkte es. Die Leute diskutierten weniger, akzeptierten mehr

I: hm hm

F: Sie stellten weniger in Frage. Sie waren weniger kritisch.

I: hm hm

F: Nicht ... Die Denkweise war weniger kritisch. Gegenüber Themen (3 Sek. Pause) wie zum Beispiel Religion, Politik

I: hm hm

F: Gesellschaft. Versuchen wir (?) So wie der Professor es sagt. Oder sie beschwerten sich wegen einer Klausur. Alles andere. Man erwartete vielleicht sehr viel von den Professoren, von der Organisation, anstatt es selber zu machen. Oder, eh, wie nennt man das? Der *locus de control* [Aus dem Englischen: locus of control, Anm. des Verf.] war eher extern.“ (300–316)

Um das Verhalten und die Denkmuster seiner Kommilitonen zu erklären, greift Francisco auf zwei unterschiedliche Argumente zurück. Auf der einen Seite macht er die Universität selbst verantwortlich, weil es hier weniger Raum für Diskussionen gibt. Das würde erklären, weshalb Studenten passiv und unkritisch sind. Um diese Ansicht zu verdeutlichen, vergleicht er die Studenten an der Universität mit seinen ehemaligen Mitschülern an der deutschen Schule.

F: „Die ... Na ja, es war auch meine Klasse ... Wir haben viel diskutiert. Ich glaube, dass man das nicht überall finden kann. Aber wir diskutierten viel über ... Wir hatten eine Denkweise ... Vielleicht ist es die Schule, die dir eine kritische Denkweise gibt. Vielleicht deswegen war meine Universität – denn man kann nicht behaupten, dass die Ingenieurwissenschaften an der Universität P. sehr offen sind oder dir einen adäquaten Raum für Diskussionen bietet.“ (302–305)

Auf der anderen Seite bezieht sich Francisco in direkter Form auf einen kolonialen Diskurs, in dem er behauptet, dass Gesellschaften einerseits auf einer Gruppe von Herrschern und andererseits auf einer Gruppe von Beherrschten gründen. Dabei suggeriert, er, dass seine Kommilitonen zur letzten Gruppe gehören, während er sich innerhalb der Herrschergruppe situiert.

F: „Ich glaube, dass meine eigene Theorie auf der Beobachtung gründet, dass die Gesellschaft auf einer kleinen Herren- und einer großen Knechtgruppe beruht. Die Knechte machten, was man ihnen befahl.

I: hm hm

F: Sie hatten, sie hatten keine Initiative und es hätte ihnen gar nichts genutzt sie zu haben, weil man es ihnen nicht erlaubt hätte.

I: hm

F: Man sagte ihnen, was sie tun sollten. Das konnte man vielleicht etwas erkennen.

I: hm hm

F: Das heißt, die Dinge zu tun. Sie selbst zu tun oder zu warten, dass andere sie für dich tun. Es ist nicht, dass sie fauler sind oder weniger arbeiten. Im Gegenteil. Ich glaube, dass ich fauler bin als die anderen Personen. (Interviewerin lacht) Eh, als die anderen. Aber ungefähr so, wenn du am Anfang eine schlechte Note hattest, so wurdest du wütend. Du wurdest nicht mit dir selber wütend.

I: hm

F: Vielleicht etwas weniger Selbstanforderung.“ (325–340)

Interessant ist weiterhin, dass Francisco im Rahmen der Universität kulturelle Differenzen nicht mehr auf Unterschiede zwischen Deutschen, Deutsch-Chilenen und Chilenen bezieht, sondern jetzt zwischen weltoffenen und weltverschlossenen Personen unterscheidet. Francisco hat nämlich entdeckt, dass

es ihm weniger um die Gegenüberstellung von Deutschen und Chilenen geht. Was er sucht, sind weltoffene Personen, die eventuell einen Migrationshintergrund haben und sich aus diesem Grund für andere Kulturen und Lebensformen interessieren.

F: „Ein wenig vielleicht die offene Mentalität. Ich habe mich immer mit Leuten getroffen ... Ich treffe mich langsam ausschließlich mit Leuten, die irgendeine Beziehung zum Ausland haben. Ich weiß nicht. Von sieben Leuten, mit denen ich mich [an der Universität, Anm. des Verf.] treffe, haben drei im Ausland gelebt – nein, vier – oder sie haben Eltern, die aus dem Ausland kommen oder einen ähnlichen starken Einfluss.

I: hm hm

F: Es ist einfach die Gewohnheit (3 Sek. Pause), andere Dinge zu sehen (3 Sek. Pause), Lust darauf zu haben, aus dem Land zu gehen, andere Dinge zu sehen, den Einfluss anderer Orte zu spüren.“ (385–390)

Mit Menschen, die sich nur mit ihrer näheren Umgebung in Chile beschäftigen, kann Francisco sich nicht verstehen. Obwohl diese neue Differenzierung theoretisch nicht mit einer Gegenüberstellung zwischen Deutschen und Chilenen übereinstimmt, so stellt Francisco trotzdem eine starke Verbindung zwischen Chilenen bzw. seinen Kommilitonen und weltverschlossenen Menschen her.

F: „Na ja, das heißt, man ... Es ist nicht wegen mir, dass ... Es ist nicht so schlimm. Aber man spürt es trotzdem. Das heißt, es ist wie ... Das heißt, ich habe Kommilitonen, die trotz ihres vielen Geldes, bisher höchstens zweimal dieses Land verließen. Und nichts weiter.

I: hm

F: Nichts. Und nein, es interessiert sie nicht. Sie zeigen überhaupt kein Interesse daran. Und wenn sie überhaupt im Ausland waren, dann sind sie nach Miami oder nach Río de Janeiro gegangen. Nicht mehr.

I: hm

F: Es interessiert sie vielleicht nicht, nach Paris zu gehen, um dort an einem Platz Tee zu trinken. Nein. Sie haben überhaupt keine Absicht, es zu tun. Anstatt dessen kaufen sie sich ein Auto oder haben ein Haus am See. Und das. Anders ... Klar, man sucht wahrscheinlich ... Klar, man sucht wahrscheinlich ... Man versucht, seine Gleichgesinnten zu treffen [...] Es ist nicht so, dass ich mich besser als sie fühle oder so etwas ähnliches, aber es gibt eindeutig Dinge, die uns ziemlich voneinander unterscheiden [...] Das kann ein Unterschied sein. Die Tatsache, dass man andere Kulturen kennen lernt. Auch wenn diese sich im selben Land befinden. Andere Leute, andere Lebensformen. Sich zu setzen und sich zu unterhalten und nichts weiter. Ich kenne Chilenen, die es machen.

I: hm hm

F: Viele. Aber ich kenne mehr Chilenen, die nicht. Die es nicht tun.“ (392–408/444–448)

Wenn Francisco ferner behauptet, dass er sich an der Universität anders fühlt, so greift er auch auf individuelle Unterschiede zurück. Das heißt, er fühlt sich anders, weil er aufgrund seiner Persönlichkeit anders ist. Wieder einmal sind es nicht seine Kommilitonen, die ihn darauf hinweisen, dass er anders ist, sondern Francisco selbst, der die Grenzlinien zieht.

F: „Vielleicht bin ich etwas unabhängiger als sie [Kommilitonen, Anm. des Verf.]. Ja. Ich bin weniger kollektiv.

I: hm hm

F: Aber es ist auch etwas Persönliches. Ich bin nicht sehr (2 Sek. Pause), ich mag es nicht so gerne, ständig mit einer Gruppe herumzulaufen, immer überall zusammen. Nein, das heißt, ich gehe lieber meinen eigenen Weg (?) In dieser Hinsicht glaube ich, dass sie mich anders behandeln, aber weil ich anders bin. Nicht, weil ich ... (4 Sek. Pause) Nicht, weil ich deutsch bin oder nur ...“ (483–488)

Auf die Frage, wie er sich definieren würde, antwortet Francisco, dass er sich nicht festlegen möchte. Er meint, er habe noch nie wirklich darüber nachgedacht und habe keine Antwort auf diese Frage.

F: „Klar, vielleicht ist es so, dass ich mich als nichts klares sehe. Ich habe meine Position gegenüber diesem Thema (hustet) noch nicht richtig definiert. Nein, ich weiß nicht. Eh (4 Sek. Pause). Wie ich mich sehe. Aber es ist irgendwie nicht ... (2 Sek. Pause) Ich weiß nicht. Vielleicht sehe ich mich als eine Mischung. Doch das ist eine vereinfachte Antwort. Vielleicht versuche ich, es nicht weiter in Frage zu stellen. Es ist wie ...

I: hm hm

F: Ja. Lass mal sehen. Ich glaube, dass ich nie wirklich viel darüber nachgedacht habe. Nein.

I: hm hm

F: Das heißt, ich habe keine fertige Antwort. Warum nicht? Ich weiß es nicht. Ich habe nicht, ich habe nie (4 Sek. Pause), ich habe nie darüber nachgedacht. In der Tat bin ich schon daran gewöhnt, dass ich etwas von hier, und etwas von dort habe. Aber ich habe nie darüber nachgedacht, was ich jetzt hier tue.“ (642–651)

Francisco umschreibt seine Situation schließlich mit dem Begriff der Passkrise. Damit meint er einen Zustand, den Menschen mit doppelter Staatsangehörigkeit betrifft, die nicht wissen, wie sie sich einordnen sollen.

F: „Die Passkrise. Sie betrifft viele Leute, die nicht wissen, wie sich einordnen sollen. Und es ist eindeutig, dass ich es nicht weiß. Und es ist, weil ich es unkompliziert und einfach haben möchte. Deshalb definiere ich es nicht. Ich bleibe dort. Na ja, schon (2 Sek. Pause), also weiß ich nicht. Ich glaube, ich weiß nicht, wie ich dir deine Frage beantworten soll.“ (692–694)

Mit Zuhause verbindet Francisco einen Ort, den man in der Abwesenheit vermisst. Das impliziert, dass Francisco glaubt, dass er sein Zuhause erst in seiner Abwesenheit erkennen kann. Daher ist die Ansicht, dass Santiago sein Zuhause ist, nur eine provisorische Antwort, denn Francisco war noch nie lang genug von diesem Ort entfernt, um wirklich zu spüren, dass er ihn vermisst. Auch die Vorstellung, dass man bei der Rückkehr in das Zuhause Aufregung und Emotion verspürt, liegt in Zusammenhang mit der Annahme, dass man Zuhause erst aus der Distanz erkennen kann. Auf jeden Fall spürt Francisco eine solche Emotion bisher nur, wenn das Flugzeug in Chile, aber nicht, wenn es in Deutschland landet.

F: „Lass mal sehen. Ich glaube, dass, ja, ich glaube, dass Santiago mein Zuhause ist. Einfach nur, weil ich noch nie hier [meint wahrscheinlich ‚dort‘, Anm. des Verf.] gelebt habe.

I: hm hm

F: Und ich sage es aus der Sicht, weil ... (2 Sek. Pause) Zwar habe ich noch nie Santiago vermisst, aber ich war auch nicht lange genug entfernt, um es zu vermissen. (2 Sek. Pause) Und weil ich nie einen anderen Ort vermisst habe, nehme ich an, dass es Santiago sein muss. Daran bin ich gewöhnt. (2 Sek. Pause) Und ich fühle mich anders, wenn das Flugzeug in Chile als wenn es in Deutschland landet. (2 Sek. Pause) Das ist bedeutungsvoller.

I: Wie anders?

F: Wenn das Flugzeug landet?

I: hm hm (zustimmend)

F: Ich habe dann irgendwie einen Knoten im Bauch. Und so etwas passiert mir nicht in Deutschland. Also nehme ich an, dass ich, dass ich *excited* [Englisch i. Orig.] bin, es ist ...“ (963–975)

Carola: Ein virtueller Raum zwischen Chile und Deutschland

Carola ist zum Zeitpunkt des Interviews 28 Jahre alt und besitzt die deutsche und die chilenische Staatsangehörigkeit. Sie arbeitet gegenwärtig als Grafikdesignerin und studiert parallel dazu Psychologie. Dabei wohnt sie zusammen mit einer Kommilitonin in einem zentralen Stadtteil Santiagos. Dieser Wohnort stellt keinen typischen Wohnort für eine Person aus einer deutschen Schule dar. Zudem hat Carola hellblonde Haare, die in diesem Kontext besonders auffallen. Unsere Erzählerin ist eine sehr energische und zugleich reflexive Frau. Das Interview wurde auf Spanisch durchgeführt⁹.

Carola betrachtet ihre Familiengeschichte als den Anfang ihrer eigenen Biografie. Sowohl ihr Vater als auch ihre Mutter verließen Deutschland kurz nach dem zweiten Weltkrieg und wanderten nach Chile aus. Hier lernten sie sich kennen und heirateten acht Monate nach ihrer Bekanntschaft.

Interessanterweise war Carolas Großmutter väterlicherseits ursprünglich Deutsch-Chilenin. Doch sie heiratete einen deutschen Mann und folgte ihm nach Deutschland. Carolas Vater kam also in Deutschland zur Welt und wuchs hier auf. Er machte später den Militärdienst und wurde anschließend als Soldat in den zweiten Weltkrieg geschickt. Während des Krieges trennten sich auch Carolas Großeltern, so dass ihre Großmutter wieder nach Chile zurückkehrte. Nachdem der Krieg beendet war, wanderte auch ihr Vater nach Chile aus. Carolas Vater starb vor etwa zwei Jahren.

Carolas Mutter erlebte den zweiten Weltkrieg als junge Frau in einem kleinen Dorf auf dem Land. Carola schätzt, dass ihre Mutter aus diesem Grund vom Krieg weniger traumatisiert wurde als ihr Vater. Sie hatte dennoch eine schwierige Beziehung zu ihrer Mutter und Schwester und wollte demzufolge so weit wie möglich von ihrer Familie wegziehen. Mit 28 Jahren geht sie dann mit einem Vertrag nach Chile, um hier an einer deutschen Schule zu unterrichten. Warum Carolas Mutter ausgerechnet nach Chile auswanderte, war – laut Carola – eine naive Entscheidung: Sie fand die Form des Landes irgendwie sympathisch.

9 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser

Carola meint, dass ihre Eltern die deutsche Kultur nie von außen her betrachten konnten. Daher war deutsche Kultur nie wirklich ein Familienthema, sondern ein selbstverständlicher Hintergrund und eine subjektive Position, von der aus die chilenische Umgebung beurteilt werden konnte.

C: „Was passierte ist, dass meine Eltern nicht darüber erzählten ... (2 Sek. Pause); ich glaube, dass meine Eltern sich nicht so sehr von der deutschen Kultur objektivierten. Sie sprachen irgendwie immer darüber, wie sie die chilenische Kultur empfanden [...] Irgendwie haben sie sich immer als deutscher Appendix in Chile gefühlt. So haben sie immer Chile mit Staunen betrachtet, sei es gut oder schlecht gewesen. So war es immer, das heißt, ich glaube, dass ich mir eher im Klaren darüber bin, eh, welche die Stärken und Schwächen von Chile oder der chilenischen Kultur sind als die Stärken und Schwächen der deutschen [Kultur, Anm. des Verf.] [...] Also war es mehr so, dass sie uns Familiengeschichten erzählten. Familiengeschichten, eh, Dinge unter uns. Witze, Anekdoten, aber keine Dinge über Deutsche.

I: hm

C: Weil meine Eltern eben Deutsche waren. Also haben sie uns mehr über die Chilenen erzählt.“ (266–284)

Angesichts dessen unterhielt man sich am Familientisch über die chilenische Kultur. Chilenen wurden mit Staunen betrachtet und man kommentierte die *chascarros culturales*¹⁰, die man im chilenischen Alltag erlebte.

C: „Ich erinnere mich sehr gut daran, vielleicht hängt das ein wenig mit dem Familienmythos zusammen, aber meine Mutter, als sie Lehrerin am M. [eine deutsche Schule, Anm. des Verf.] war. Dort hat sie ihre ersten *chascarros culturales* [kulturelles Stolpern, Anm. des Verf.] erlebt. Und das ist es, das hat sie immer als Anekdoten am Tisch erzählt.“ (169–171)

Die *chascarros culturales*, von denen Carola in Zusammenhang mit ihrer Familie berichtet, bezogen sich meistens auf die Schwierigkeit, Kommunikationssituationen im chilenischen Alltag treffend zu interpretieren. So zeigten Carolas Eltern besondere Schwierigkeiten bei der Auseinanderhaltung vom Schein und Sein und bei der Interpretation des in Chile gepflegten Umganges mit Geld. Beides beeinträchtigte in gewisser Hinsicht – aber nicht übermäßig – ihren Arbeitsalltag.

Carola ist weiterhin die jüngste von drei Geschwistern. Sie hat noch einen zehn Jahre älteren Bruder, der mehrere Jahre in Kolumbien verbrachte und dort eine Kolumbianerin heiratete. Beide kehrten anschließend aufgrund der ungewissen Sicherheitslage nach Chile zurück, obwohl sie gerne in Kolumbien geblieben wären, weil sie sich dort wohl fühlten.

Carolas zweiter Bruder war neun Jahre älter als sie. Er starb vor etwa fünf Jahren an einem Autounfall in Deutschland. Er wurde Jahre zuvor von einem Verwandten nach Deutschland gebracht, weil er in Chile aufgrund einer psychiatrischen Erkrankung kein selbstständiges Leben hatte aufbauen können. In Deutschland konnte er dagegen an einer Rehabilitation und Ausbildung teilnehmen und somit ein eigenständiges Leben führen. Als Carola die Nachricht

10 „*Chascarros culturales*“ können ungefähr mit dem Begriff „kulturelles Stolpern“ umschrieben und übersetzt werden.

des Todes ihres Bruders erhielt, flog sie sofort nach Deutschland, um zu erfahren, was genau geschehen war. Sie konnte leider nicht viel tun. Sie fühlte sich unbeachtet und machtlos.

Carola hat aufgrund der Migrationsgeschichte ihrer Eltern praktisch keine Verwandte in Chile. Wobei diese Interpretation die Tatsache außer Acht lässt, dass Carola auch in Chile Verwandte besitzt. So taucht auf Carolas Netzwerkarte eine deutsch-chilenische Cousine des Vaters auf, die sogar mit Carolas Mutter zusammen im selben Haus wohnt, die jedoch im Verlauf des Interviews nie erwähnt wurde. Das heißt, Carola fokussiert ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Familienangehörigen in Deutschland. Auf symbolischer Ebene verteilt sie also ihre familiären Wurzeln und den größten Teil ihres Familiennetzwerkes auf Deutschland, während sich in Chile angeblich nur ihre Nuklearfamilie befindet. So beschreibt Carola die Situation ihrer Eltern und Geschwistern in Chile als Insellage oder Appendix und hebt somit das Gefühl der Isolation und Entwurzelung hervor, die sie hinsichtlich ihrer Familie als deutsche Migranten in Chile empfindet.

C: „Also, meiner Ansicht nach, befindet sich meine Familie in Deutschland. Wir sind hier nur eine Insel in Chile.

I: hm

C: Und das ist eben, ehm, bisher sehr besonders gewesen. Das heißt, es führt mich in gewisser Hinsicht zu dem Gedanken, dass ich, eh, nicht ganz Chilenin bin.“ (54–57)

Die Tatsache, dass Carolas Familie so besonders ist, führt Carola zur Erkenntnis, dass sie nicht ganz Chilenin ist. Mit anderen Worten, Carola differenziert sich von Chilenen zunächst einmal aufgrund ihrer besonderen Familiensituation. Diese Differenzerfahrung auf familiärer Ebene ist ein wichtiger Schwerpunkt in Carolas Leben und ein Aspekt, unter dem sie bisher stark gelitten hat. Carola verbindet diese Differenzerfahrung hauptsächlich mit einer unterschiedlichen kulturellen Tradition und bezeichnet die Sozialisation im Rahmen ihrer Familie als deutsche Sozialisation. Damit verbindet unsere Erzählerin eine autoritäre Erziehung, die die Gefühle der Menschen weitgehend missachtet. Daher empfindet Carola es auch als heilsam, sich zu „chilenisieren“, d.h. mehr auf die Gefühle der anderen zu achten.

C: „Verstehst du? Und das taucht auf. Ich glaube, es hat unsere Geschichte als Kinder sehr schmerzhaft markiert. Auf unbewusste Weise. Weil wir sehr gehorsam und unterwürfig aufgezogen wurden, so ohne das in Frage zu stellen, ohne daran zu denken, dass es anders sein konnte. Aber hier, indem ich mich als Person entwickelte, reifer wurde, indem ich Psychologie studierte, habe ich gelernt, dass die Dinge nicht so sein müssen. Das heißt, indem ich mich chilenisiere. Klar, ich muss lernen, dass ich in Chile den persönlichen Raum des anderen respektieren muss.“ (221–225)

Carola vergleicht ihre Ursprungsfamilie auch ständig mit einer chilenischen Durchschnittsfamilie und vermisst die engen Beziehungen und den Zusammenhalt, den sie bei den Familien ihrer chilenischen Freunde beobachtet.

C: „Das heißt, deshalb sage ich dir, eine Hypothese ist, dass alles [spricht über Differenzierung, Anm. des Verf.] von hier [bezieht sich auf die Familie, Anm. des Verf.] kommt. Ich glaube, es kann dich beeinflussen. Das heißt, es beeinflusst dich auf jeden Fall. Auch wenn es nicht der Ursprung ist, es beeinflusst dich. Eh, die Tatsache, dass du nicht zu einer traditionellen chilenischen Familie gehörst. Das ist irgendwie schon sehr heftig, weil irgendeine Person, na ja, ich weiß nicht ob irgendeine Person. Aber ich würde dir sagen, dass die Mehrheit der Chilenen in Chile aus einer Familie kommen, die *apatotada* [jemand, der sich gerne in einer Gruppe befindet, Anm. des Verf.] ist. Sie haben eine gemeinsame Vergangenheit, eh, sie unternehmen gute Grillpartys und diese ganze Geschichte, die ich nie von innen aus erleben konnte, sondern immer nur als Besuch.“ (517–522)

Andererseits empfindet Carola es als Erleichterung, dass sie im Gegensatz zu Menschen chilenischer Herkunft keinen so großen Zwang erlebte, sich den Anforderungen eines Familiennetzwerkes anzupassen.

C: „Sobald man nämlich zu dieser Welt gehört, so wie ich sie bei den U. [eine deutsche Schule, Anm. des Verf.] erlebte, wo die Welt so eng gestrickt ist. Man befindet sich unter einer Lupe. Das heißt, ich kann gut verstehen, weshalb ‚das, was die anderen sagen könnten‘ so wichtig ist. Es ist so, weil man im Schaufenster steht. Das heißt, die Tatsache, dass ich hier keine Familie habe, sie befinden sich nämlich dort [Deutschland, Anm. des Verf.], das heißt, ich kann machen, was ich möchte. Weil ich keinen Onkel habe, der mich beobachtet, der mir nicht irgendetwas sagen wird. Ich habe keinen Familiendruck, der etwas von mir erwartet.“

I: hm

C: Ich habe ihn zumindest sehr weit weg. Und, hm, und hier sind die Familien so groß und die Bekannten und alles das. Ich glaube, dass sie sich gegenseitig viel Druck machen.

I: hm

C: Viel. (4 Sek. Pause) Von den Traditionen her, was man als angemessenes Verhalten betrachtet, was gut ist. Was gut angesehen wird.“ (686–696)

Schließlich meint Carola, dass ihre Familie nicht nur aufgrund ihrer deutschen Herkunft anders ist. Wenn sie ihre Eltern nämlich mit den Eltern ehemaliger Mitschüler der deutschen Begegnungsschule vergleicht, so waren sie auch in der Hinsicht anders, dass sie erstens älter – damit meint Carola in erster Linie ihren Vater – und zweitens eigenartig waren – damit meint sie hauptsächlich ihre Mutter, die unter einer psychischen Erkrankung leidet.

C: „Ich habe sehr darunter gelitten, dass meine Eltern älter waren als die Eltern meiner Mitschüler. Ich hatte einen Vater, der eigentlich schon ein Großvater war. Meine Eltern waren nicht *taquilla* [cool, modern, Anm. des Verf.]. Für mich waren sie immer irgendwie daneben. Sie verhielten sich daneben. Das war sehr schwer.“ (1116–1118)

Außerdem war ihre Familie nicht so wohlhabend wie andere deutsch-chilenischen Familien.

C: „Eh (3 Sek. Pause), es gab finanzielle Engpässe zuhause. Das heißt, ich bin trotzdem für all diese Sachen sehr dankbar. Sonst wäre ich jetzt wahrscheinlich im M. [deutsch-chilenischer Sportverein, Anm. des Verf.]. Ich will niemanden diskriminieren, aber jeder lebt das, was er zu leben hat, seine eigene Realität eben.“ (1132–1134)

Carolas Aussagen weisen ferner darauf hin, dass ihre Erfahrung im Kontext einer deutschen Begegnungsschule nicht so positiv wie zum Beispiel bei Sandra oder Camila ausfällt. Im Gegenteil, Carola macht an der deutschen Schule eine wichtige Differenzenerfahrung, die sie rückblickend als schmerzvolles Erlebnis bewertet.

C: „Die Schule war grauenvoll. Grauenvoll [...] Ich habe sehr stark darunter gelitten.“ (792/798)

Mehr noch, Carola betrachtet ihre Erfahrung an der deutschen Begegnungsschule als Schlüsselerlebnis in ihrem Leben.

C: „Ich glaube, dass die Diskriminierung, die ich an der Schule erlebte, zum Teil ... Wenn ich während meiner Schulzeit zur – in Anführungsstrichen – Gruppe der Top [meint die Beliebtesten, Anm. des Verf.] innerhalb der Klasse gehört hätte, dann glaube ich nicht, dass ich heute an dieser Universität studieren würde. Wahrscheinlich hätte ich nicht einmal Psychologie studiert. Vielleicht schon, ich weiß nicht. Ehm, ich glaube, dass die Tatsache, dass ich es so schlecht verbrachte, mich sehr bereichert hat. Ich glaube, dass ich mich *menschlicher* [Deutsch i. Orig.] fühle. Die Tatsache, dass ich mich einer Person nähern kann, der es nicht so gut geht, obwohl ich sie nicht so gut leiden kann. (2 Sek. Pause) Ehm. (6 Sek. Pause) Ich glaube, dass meine Erfahrung an der Schule sehr wichtig war. Die Tatsache, dass ich es nicht so gut verbrachte. Eh, ich glaube, dass es mein Innenleben Impulse gegeben hat. Starke Impulse. Es hat mich dazu bewegt, das Wahre, das Wertvolle zu suchen. Und mich nicht von Markenartikeln oder einem modischen Aussehen verblenden zu lassen. Dass so etwas wichtiger ist als andere Dinge.“ (1107–1114)

Carola besuchte innerhalb der Begegnungsschule eine Ergänzungssprachenklasse. Die Schüler einer Ergänzungssprachenklasse entsprechen – laut Carola – meistens einer zweiten Generation deutscher Einwanderer, d.h. sie haben deutsche Eltern und sind in Chile aufgewachsen. Durch die Tatsache, dass sie in Chile geboren wurden und hier aufgewachsen sind, erleben die Betroffenen einen gewissen Statusverlust, weil sie keine echten Deutschen mehr sind. Dadurch entsteht eine harte Konkurrenz unter den Schülern, wo jeder sehr stark auf Statussymbole und ganz besonders auf den sozialen Status achtet. Innerhalb dieses Rahmens fühlte sich Carola vollkommen unwohl.

C: „Das heißt, ich glaube, dass ich eine Mischung von Mama, Papa, eh, Aufsteigern erlebte. Also ...

I: hm hm

C: Klar, ihre Kinder waren genauso. Sie haben sehr stark auf Markenartikel geachtet, eh, und haben dich beleidigt mit Klub M. [deutsch-chilenischer Sportverein, Anm. des Verf.], was hast du, was hast du nicht: Motorboot, Wassermotorrad, Haus am Strand, ehm, irgendwie grauenvoll. Grauenvoll [...] Ach, weiß du, was ich an der deutschen Schule entdeckt habe? Dass es an den [Ergänzungsspracheklassen, Anm. des Verf.] viel mehr Wettbewerb gibt als in den [Muttersprachenklassen, Anm. des Verf.] Denn normalerweise haben sie Eltern, die nicht die erste Generation in Chile sind (seufzt). Es ist dann also so als würde ich meine Kinder an die Schule schicken. Sie wären wahrscheinlich in der [Ergänzungssprachenklasse, Anm. des Verf.]. (3 Sek. Pause) Es sind Eltern, die nicht Deutsche und daher in diese Dynamik eingetreten sind, eh (3 Sek. Pause), eh, negativ ausgedrückt wäre das eine chileni-

sche Dynamik der Emporkömmlinge. Damit meine ich, dass man den Klassenunterschieden so viel Wert zuschreibt.

I: hm

C: Und genau deswegen glaube ich, sind sie wettbewerbsorientierter. Weil sie nicht Deutsche sind, aber sich höhergestellt fühlen wollen. Das heißt, sie klammern sich an ihr Erbe an, das vermeintlich höhergestellt ist. Aber sie sind es dann doch irgendwie nicht. Also glaube ich, dass sie (2 Sek. Pause), dass sie eher auf Statussymbole achten (3 Sek. Pause), dass dies bei ihnen viel stärker vorhanden ist. Denn ein deutscher Deutscher, der noch nicht den [chilenischen, Anm. des Verf.] Einfluss bemerkt hat, der sich noch nicht darum kümmert, wer mehr und wer weniger ist. Das heißt, es macht ihm nichts aus (3 Sek. Pause) Oder es macht ihm noch nichts aus, weil er noch nicht wirklich in die Kultur eingetreten ist. So glaube ich, dass die [Ergänzungsspracheklassen, Anm. des Verf.] viel wettbewerbsorientierter sind. Sogar mehr als die chilenischen.“ (800–824)

So passte Carola auch irgendwie zu keiner Gruppe innerhalb ihrer Klasse. Sie gehörte nicht zu den Coolen, aber auch nicht zu den völlig Marginalisierten: Carola befand sich auf halben Weg zwischen beiden Positionen und konnte das kaum ertragen.

C: „Ohne die Bildung der Schule und die positiven Seiten der Schule zu verkennen, aber ich glaube, es war eine harte Erfahrung, glaube ich. Und, hm, deshalb, ich habe meine Gründe, das heißt, ich war nicht diejenige, die man innerhalb der Klasse am meisten belästigt hat. Ich war nicht von ihnen, aber ich war auch nicht Teil der *taquilla* [cool, modern, Anm. des Verf.] Gruppe. Das heißt, ich befand mich auf halben Weg. Und in dieser Position habe ich viel gelitten. Das heißt, ich will nicht einmal wissen, wie es diejenigen verbrachten, die marginalisiert wurden. Ich glaube, dass meine Erfahrung grauenvoll war. Ich weiß nicht, ob ich so etwas überlebt hätte. Weil ich sehr sensibel bin. Also weiß ich nicht.“ (851–856)

Man kann an Carolas Erzählung beobachten, dass die Grenzlinien innerhalb der deutschen Schule wesentlich nach Kriterien des sozialen Hintergrundes gezogen wurden. Und da Carolas Familie weniger wohlhabend war als die Familien ihrer Mitschüler, wurde sie von diesen nicht weiter beachtet. So kann man auch davon ausgehen, dass die Grenzlinien hauptsächlich von anderen gezogen wurden. Das heißt, es handelt sich nicht um eine Selbstdifferenzierung, sondern um die Erfahrung von Diskriminierung und Ausgrenzung.

Andererseits können wir beobachten, dass soziale Differenzen nicht alleine, sondern im Zusammenhang mit kulturellen Kategorien auftreten. So erklärt Carola das ausgrenzende Verhalten ihrer Mitschüler anhand der Tatsache, dass die Sozialisation in Chile die Verbindung zu Deutschland schwächte und somit zu einem Statusverlust führte. Dementsprechend versuchten die Betroffenen ihre Lage anhand einer Besserung des sozialen Status zu kompensieren. Das heißt, kulturelle und soziale Differenzen sind nicht nur miteinander verbunden, sondern halten sich auch gegenseitig die Balance.

Carola sieht ihre Erfahrung an Schule weiterhin in Zusammenhang mit einer allgemeinen Unterdrückung im Rahmen dieser Bildungseinrichtung. Damit bezieht sie sich einerseits auf die Vernachlässigung individueller und kunstbezogener Ausdrucksmöglichkeiten der Schüler und andererseits auf einen bestimmten Schuldirektor, der für die Suppression und Einschränkung der

Schülerschaft verantwortlich gemacht wurde. Deshalb meint Carola, dass ihre Generation an der Schule eine „doppelte Diktatur“ erlebte.

C: „Und ich glaube, dass in der Zeit, in der ich, na ja, ich glaube, es war unsere Zeit [bezieht sich auf die Interviewerin, Anm. des Verf.] ...

I: hm

C: ... auf chilenischer Ebene. Ehm. Ich glaube, dass wir eine doppelte Diktatur erlebten [...] Ehm, na ja, einerseits war es die Regierung, die wir erlebten.

I: hm

C: Während dieser Zeit an der Schule, unter R. [Schuldirektor, Anm. des Verf.], herrschte aber auch eine wesentliche Unterdrückung.

I: hm

C: Das heißt – wenn man es von außen her betrachtet – so glaube ich, dass wir eine doppelte Diktatur erlebten [...] Also, ich weiß nicht, aber, das heißt, ich glaube, dass sie sehr wenig eigenständiges Denken, Kreativität und die Selbständigkeit als Individuen förderten.

I: hm

C: Ich glaube, dass die Schule in dieser Hinsicht ziemlich erdrückend war.“ (826–851)

Nachdem Carola die Schule abschließt, studiert sie Grafikdesign an der Universität P. Auch hier macht Carola wichtige Differenzenerfahrungen, aber auf eine andere Art und Weise als an der deutschen Schule. Carola bezeichnet ihre Erfahrung an der Universität P. zunächst einmal als ihre Begegnung mit traditionellen Chilenen aus oberen sozialen Schichten. Anders als an der Universität C. – denken wir an Camila oder Sandra – ist eine blonde Haarfarbe an der Universität P. nichts Besonderes. Daran kann man erneut erkennen, dass beide Universitäten – Universität P. und C. – verschiedene Segmente der Bevölkerung aufnehmen und dass soziale und kulturelle bzw. ethnische Herkunft eng miteinander verbunden werden. Es gilt also weiterhin die Skala: je weißer, desto reicher oder anders herum, je reicher, desto weißer.

Doch obwohl eine blonde Haarfarbe nicht etwas Besonderes ist und es auch keine wesentlichen materiellen Unterschiede zwischen Studenten der Universität P. und Schülern aus einer deutschen Schule gibt, so werden Personen mit einem ausländischen Hintergrund trotzdem nicht so wohlwollend aufgenommen, wie man es vorher hätte vermuten können. Man erkennt zwar die Leistung der deutschen Schulen und der deutschen Einwanderer in Chile an, doch Chilenen aus traditionellen Familien betrachten sie weiterhin als Fremde und nicht als Teil ihrer Tradition.

C: „Die Universität P., na ja, und das war eben meine Erfahrung mit traditionellen Gruppen, eh, Chilenen aus oberen sozialen Schichten, die schon lange Zeit dazu gehören, aber nicht reich sind. Und das ist ja das verrückte, nämlich dass man auch hier nicht ganz aufgenommen wird. Das heißt (3 Sek. Pause) Ich glaube, dass sie einen Blick haben der ‚ja, die Deutschen, aber du gehörst nicht dazu. Du gehörst nicht in unsere Tradition‘.

I: Was für eine Tradition wäre das?

C: Ich weiß nicht ob Tradition, aber ich kann dir davon erzählen, dass zumindest was die Gepflogenheiten der Mädchen- oder Jungenschulen sind, dass sie sich unter sich treffen, dass sie einen gemeinsamen Stil, ein gemeinsames Verhalten zeigen, wo man selbst der deutschen Schule zugeordnet wird. Das heißt, für sie ist blonde

Haarfarbe nichts Neues. Aber ja, klar, die deutsche Schule wird aufgrund ihrer guten Ergebnisse in der *prueba de aptitud* [chilenisches Abitur, Anm. des Verf.] und solche Dinge anerkannt, aber (2 Sek. Pause) es gibt dort irgendwie einen Klassenunterschied oder eine Abneigung *de piel* [weist in diesem Zusammenhang auf eine spontane und natürliche Abneigung, Anm. des Verf.], so dass man auch hier nicht wirklich aufgenommen wird. Man wird als Fremder betrachtet. Einer, der nicht dazugehört. Ich empfand also von ihrer Seite aus keine besondere Offenheit gegenüber einer Beziehung zu einer Person wie ich [...] Und irgendwie gibt es eine Art Netz zwischen ihnen, das auch irgendwie geschlossen ist. Sie bleiben unter sich, eh, Leute mit angesehenen Namen. Sie integrieren nur Menschen wie sie (5 Sek. Pause) Aber irgendwie, wenn du nicht die gleichen Gepflogenheiten hast, so wie es bei mir der Fall ist (3 Sek. Pause). Wenn du ihnen nicht bekannt vorkommst. Denn du integrierst dich in ein Netz. Das heißt, du verkehrst nicht nur mit deinen Kommilitonen, sondern auch mit deren Eltern, mit ihren Cousins und was weiß ich. Also, wenn du nicht jemand bist, der einen bekannten Namen hat oder eine Familie, dann hast du kein *background* [Englisch i. Orig.] für sie. Dann (2 Sek. Pause) bist du vielleicht ein sympathisches Wesen, das sich hier befindet, aber du zählst nicht viel. Hm. Klar, du bedeutest nichts für sie. Das heißt, nein (3 Sek. Pause). Du zählst für das, was du momentan bist. Aber sie können dich nicht einordnen.“ (859–882)

Im Gegensatz zur Differenzenerfahrung an der deutschen Schule handelt es sich an der Universität P. jedoch nicht um eine offene Ausgrenzung, sondern eher um eine Botschaft, die Carola zwischen den Zeilen mitgeteilt wird.

C: „Das ist sehr unterschwellig. Das heißt, es sind so Dinge, die ich so lesen kann, die sich aber sehr versteckt befinden. Sie sind niemals direkt. Es sind Dinge, die man langsam irgendwie wahrnimmt. Schritt für Schritt. Auf einer subtilen Art und Weise.“ (870–872)

Die Differenzierung von Deutsch-Chilenen gegenüber Chilenen aus höheren sozialen Schichten kommt zwar selten im Rahmen der Interviews vor¹¹, doch sie ist konsistent mit der Tatsache, dass Personen mit einer europäischen Abstammung in Chile nie wirklich von der chilenischen Elite aufgenommen wurden, sondern eher den Status als Mitglieder der chilenischen Mittelklasse beibehalten haben.

Diese Situation zeigt ferner, wie schwer es ist, den Wert bestimmter kultureller oder sozial bedingter Eigenschaften für sich alleine zu bestimmen. So können wir sehen, dass der gleiche Migrationshintergrund in jeweils unterschiedlichen Kontexten anders bewertet wird und dementsprechend anerkannt, aberkannt oder mit Gleichgültigkeit hingenommen wird. Außerdem werden erneut kulturelle und soziale Dimensionen miteinander verbunden, so dass eine kulturelle Kategorie nur mit Hinsicht auf die soziale Herkunft – oder anders herum – interpretiert werden kann. Diese Erkenntnis verbietet eine einseitige und vereinfachte Interpretation sozialer und kultureller Differenzen

11 Carola ist die einzige Interviewpartnerin, die explizit diese Thematik anspricht. Es gab aber noch weitere Interviewpartner, dessen Interviews nicht ausgewertet wurden, die ebenfalls darauf hingewiesen haben, dass der soziale Aufstieg von Personen ausländischer Herkunft eine Grenze hat und dass Mitglieder höherer sozialer Schichten bzw. Angehörige der chilenischen Elite es nicht gern sehen, wenn solche Menschen in ihren Kreisen aufgenommen werden.

und zeigt weiterhin, dass soziale und kulturelle Identitätskonstruktionen sehr eng mit sozialen Machtverhältnissen und Gruppeninteressen verbunden sind.

Nachdem Carola ihr Studium beendet hat, beginnt sie als Designerin zu arbeiten und verlässt ihr Elternhaus. Das heißt, eigentlich wird Carola von ihrer Mutter in einem Wutanfall dazu gezwungen, das Haus zu verlassen. Carola sucht zunächst Zuflucht bei einem befreundeten Ehepaar, bis sie dann eine eigene Wohnung beziehen kann.

Vor ein paar Jahren beginnt Carola mit ihrem Psychologiestudium und arbeitet nebenbei weiterhin als Designerin. Die Universität, die Carola jetzt besucht, ist nicht mehr die Universität P., sondern eine Einrichtung, die in bevorzugter Weise Studenten aus mittleren bis unteren sozialen Klassen aufnimmt. In Übereinstimmung mit dem veränderten Kontext ändert sich auch die Differenzerfahrung, die Carola innerhalb dieses Rahmens erlebt. Anders als zum Beispiel an der deutschen Schule oder an der Universität P. wächst vergleichsweise der Anteil, den Carola selbst zum Bestehen der Differenzen beiträgt. Oder genauer gesagt, Carola wird diesmal nicht nur Objekt einer Fremddifferenzierung, sondern trägt durch eine Selbstdifferenzierung ebenfalls dazu bei, dass bestimmte Grenzen gezogen und aufrechterhalten werden. In dieser Hinsicht hat sich Carola schon dabei ertappt, dass sie auf ihre jetzigen Kommilitonen von einer höher gestellten Position hinunterschaut. Diese Position steht in Zusammenhang mit Carolas deutscher Abstammung.

C: „Sie hatten am Anfang Angst, sich mir zu nähern (3 Sek. Pause) Aber, eh, ich glaube, das es etwas, es ist etwas, wozu ich selber beigetragen habe, weil ich, eh, obwohl ich mich an dieser Universität angemeldet habe, weil ich es so wollte und so, eh, es war für mich trotzdem kompliziert, mich zu öffnen und meine Kommilitonen als gleichwertige Personen zu betrachten. Das heißt, bisher wissen sie nur, dass sie mich als anders betrachten. Aber ich werde ihnen wahrscheinlich nie zugeben, dass ich mich auch anders als sie fühle. Und (2 Sek. Pause) und das ist das Gleiche, von dem ich dir vorhin erzählte. Eh, da vermischen sich mein Klassenrassismus mit meinem Deutsch-Sein und meinem kulturellen Rassismus, der deutschen Kultur, und auf der anderen Seite mein Wunsch, mich meinen Kommilitonen zu nähern und dass wir alle gleich sind. Dass ich mich trotzdem *de piel* [spontan, natürlich, Anm. des Verf.] so fühle, dass ich mich einfach nicht als gleich empfinden kann. Das ist sehr verrückt.“ (747–755)

Und anders herum, Carolas Kommilitonen schauen zu ihr empor und identifizieren sie als weiß, reich und international, d.h. ausländischer Herkunft. Man kann also in gewisser Hinsicht von der Existenz einer positiven Diskriminierung sprechen.

C: „Ehm, an der Universität, eine Universität der mittleren bis unteren sozialen Schichten (2 Sek. Pause) bin ich selbstverständlich die *gringa* [Bezeichnung für jemanden aus Nordamerika oder Nordeuropa, Anm. des Verf.], die Deutsche, die (2 Sek. Pause). Ich erzeuge auch die Aufmerksamkeit wegen dem Thema der Verantwortung, meiner Leistung, meiner Mühe, all diese Sachen.“ (607–610)

C: „Und mit einem Kommilitonen haben wir jetzt eine sehr gute Beziehung. Aber es war für ihn eine richtige Entdeckung, sich mir zu nähern, weil ich für sie immer noch etwas Fremdes darstelle. Etwas, das sich dort oben befindet. Am Anfang war

ich irgendwie noch viel unerreichbar, weil ich kam und die besten Noten hatte. Ich habe mich dafür aber auch angestrengt. Es war nicht *jaaja* [einfach, Anm. des Verf.], gute Noten zu erhalten. Ich habe viel gelernt. Und ich hatte die besten Noten oder befand mich innerhalb der besten Noten aus meinem Jahrgang. Und andere Kommilitoninnen hatten keine gute Grundlage aus dem *liceo* [öffentliche Schulen, Anm. des Verf.], eh, es war schwierig für sie.“ (767–772)

Dabei ist die Fremddifferenzierung, die Carola an dieser Universität erlebt, keine offene Diskriminierung, sondern etwas, was in der Luft schwebt.

C: „Das heißt, ich hatte an der Universität einige Freundinnen, die das, was ich dir jetzt sage, niemals anerkennen würden. Aber es ist etwas, was sich sehr tief unten abspielt, wo ich glaube, dass die Personen in ihrem inneren Wesen (2 Sek. Pause), vielleicht in ihrem innersten Wesen, sich doch dafür verantwortlich machen, aber ich glaube, dass sie das nicht einmal unter sich besprechen. Das heißt, man hat mir niemals gesagt: ‚weißt du, die C ...‘ Nein, sie sind irgendwie (?) Es schwebt nur in der Luft.“ (907–911)

Auf jeden Fall betrachtet Carola positive Diskriminierung auch als Diskriminierung und fühlt sich nicht glücklich über die Tatsache, dass sie erneut mit ihrem Anders-Sein konfrontiert wird. Trotzdem gibt sie zu, dass sie zwischen negativer und positiver Diskriminierung definitiv die letzte Alternative vorzieht, weil man weniger darunter leidet.

Wenn Carola ihre Biografie als Gesamtheit betrachtet, so meint sie, dass ihr hybrides Dasein¹² ihre Existenz maßgebend bestimmt hat. Es ist sozusagen der rote Faden ihres Lebens.

C: „Gut, bevor ich dir sage, was mein Leben bisher charakterisierte, es ist all das, über was wir die ganze Zeit gesprochen haben: es ist mein hybrides Dasein. Ja? Dort befindet sich irgendwie die, es ist der Ort, von dem ich aus meine Welt, mein Leben betrachte. Von wo ich aus, mich selber verstehe und versuche, die anderen zu verstehen. (3 Sek. Pause) Dort befinden sich meine ganzen Erfahrungen, die ich bisher gehabt habe, verankert. Und wie ich sie erfahren habe, wie ich sie verstehe (räuspert). Ich glaube, was mich am meisten markiert hat (seufzt) ... Es ist eben so, dass was dich am meisten bestimmt nicht die großen Kurswechsel sind, die du erlebst. Nicht nur die Krisen, sondern was dich auch auf einer subtilen Ebene trägt.“ (1097–1103)

Carola meint unter ihrem hybriden Dasein u.a. die Tatsache, dass sie eklektisch ist und sich weigert, in bestimmte Kategorien gezwängt zu werden. Daher ist eine grundlegende Eigenschaft in ihrem Leben, dass sie sich nie auf eine bestimmte Gruppe oder Tendenz beschränkt hat.

C: „Nein, sieh mal, das verrückte an der Sache ist, dass ich (2 Sek. Pause); ich weiß nicht, ob das der Ursprung ist, weshalb ich so eklektisch bin. Ich weiß nicht, ob es deshalb ist. Aber ich sehe, dass ich, bei allen meinen Beziehungen, bei allen meinen menschlichen Entscheidungen, mich niemals habe einschränken [Carola benutzt das Wort *encasillar*, welches auf eine einschränkende Kategorisierung hinweist, Anm. des Verf.] lassen. Ich weiß nicht, ob, eh, ob es Teil dieser kulturellen Hybridität ist.

12 Carola hat wahrscheinlich diese Bezeichnung aus vorherigen Gesprächen mit der Interviewerin entnommen und zu eigen gemacht.

Ich weiß nicht, ob das der Ursprung ist. Aber ich charakterisiere mich dadurch, dass ich mich nie habe einschließen lassen, nicht in einer bestimmten Gruppe von Freunden, nicht in eine bestimmte Tendenz. Meine Eltern sind politisch rechts, während ich jetzt an einer linken Universität studiere. Eh, ich wurde lutherisch getauft, aber jetzt bin ich katholisch. Und besuche zudem noch eine evangelische Kirche. Ehm. Und alles so, alles so. Ich mag irgendwie nicht, meinen Raum einzuengen. Das heißt, bei mir gibt es eine Art Sinnsuche, eine Suche nach mehr Wahrheit und ich glaube, dass so etwas sich niemals an einen einzigen Ort befindet. Man muss irgendwie viel kennen lernen, viel sehen. Jeder Ort hat einen Teil der Wahrheit.“ (502–510)

Eine wichtige Ebene, auf der Carola ihr hybrides Dasein erlebt, bezieht sich auf eine kulturelle Dimension. In dieser Hinsicht erlebt Carola eine doppelte Differenzierung, d.h. in Chile ist sie nicht ganz Chilenin und in Deutschland ist sie nicht ganz Deutsche.

C: „So war es für mich überraschend, eh, festzustellen, dass ich deutscher war als ich dachte. Und in Deutschland, eh, dass ich chilenischer war als ich dachte.“ (400–401)

Unsere Erzählerin macht uns in dieser Hinsicht auf einen interessanten Aspekt der kulturellen Differenzerfahrung aufmerksam, nämlich auf die unterschiedlichen Kommunikationsstile, die in chilenischen bzw. deutschen kulturellen Kreisen verwendet werden. So erlebt Carola aufgrund ihres Kommunikationsverhaltens eine wichtige Differenzerfahrung sowohl in Chile als auch in Deutschland. Obgleich die Differenzerfahrung im chilenischen Kontext – wie nicht anders erwartet – im Vordergrund steht.

C: „Also, und in dieser Hinsicht fällt sowohl meiner Mutter als auch uns als Familie, das ganze Thema der Sprache schwer. Denn ich verstehe die Dinge wörtlich. Wenn man mir also etwas sagt, eh, auch wenn ich nicht extrem pünktlich bin und solche Sachen. Vielleicht habe ich mich schon vermischt, aber für mich gilt immer noch, dass der Wert eines Wortes, das Wort selbst ist.

I: hm

C: Also glaube ich, dass ich nicht der Erziehung meiner Eltern entkommen konnte. Das heißt, bis zum heutigen Tage zahle ich dafür. Doch vielleicht zahle ich eine geringere Quote als meine Eltern. Damit meine ich, dass man der chilenischen Sprache nicht glauben kann, man kann sie nicht wörtlich nehmen. Sie orientiert sich irgendwie an einem verwischten Ziel. Was zählt, ist die Orientierung, aber nicht, was konkret gesagt wird. Und die Deutschen, die sind eben konkret.“ (316–323)

C: „Und eine meiner größten Komplikationen ist diese gewesen. Damit meine ich das Verbale. Weil er [bezieht sich auf einen ehemaligen Freund, Anm. des Verf.], die verbale Orientierung ist vollkommen anders. Und das fällt mir unheimlich schwer. Weil in einer intimen Partnerbeziehung, wo man hinsichtlich seiner Gefühle ausgesetzt ist und wo man erwartet, dass der andere einem begegnet und präsent ist. Und dass er all das ist, was er verspricht. Das ist für mich sehr kompliziert. Ich weiß nicht, ob ich es jemals richtig lernen werde. Ob ich lernen werde, zu verstehen, die chilenische Sprache aus einer chilenischen Sicht zu verstehen. Weil ich irgendwie, eh, ich verstehe die chilenische Sprache immer noch aus einer deutsch-chilenischen Ecke. Aber sehr deutsch. Ich kann mich also nicht davon trennen, eh, und verstehen, dass das, was der Chilenen sagt, nur halbwegs so ist, wie er es darstellt.“ (329–336)

Das bedeutet, dass es Carola schwer fällt alltägliche Situationen in den jeweiligen kulturellen Kontexten treffend zu interpretieren. So berichtet unsere Erzählerin über ihre Schwierigkeiten, ihre chilenische Mitbewohnerin richtig einzuschätzen.

C: „Klar, mit meiner Mitbewohnerin ist es kompliziert. Es ist kompliziert. Das heißt, ich bemerke immer wieder, dass ich sehr vermischt bin. Meine deutschen und chilenischen Anteile sind sehr vermischt. Und es fällt mir schwer zu verstehen, in welche Richtung eine Sache verläuft.“ (225–227)

I: „Könntest du mir ein Beispiel für so eine Situation geben?

C: Millionen, so klein, alltäglich, dass ich mich nicht einmal an sie erinnern kann. Ich erinnere mich an keine so (2 Sek Pause) (seufzt). Sie sind alltäglich, wirklich alltäglich. (3 Sek Pause) Mal sehen (3 Sek Pause). Ich weiß nicht. Zum Beispiel, meine Mitbewohnerin. Sie hat eine Funktionsstruktur, die verantwortlich ist. Aber sie sagt über sich selbst, dass sie seeehr verantwortungsbewusst ist. Sie bezeichnet sich selbst fast als militärische Art und Weise zu funktionieren.

I: hm

C: Dann, wenn sie sich vor mir selbst beschreibt, denke ich aus meiner Sicht als Deutsch-Chilenin: ‚Mann, sie ist dreimal ich‘. Nicht wahr? Weil ich als Deutsch-Chilenin sagen würde, ich bin mehr oder weniger verantwortungsbewusst. Sie aber beschreibt sich als extrem verantwortungsbewusst. Doch wenn sie wirklich verantwortungsbewusst sein muss, merke ich, dass sie viel entspannter ist als ich und zwar in Millionen von Dingen. Und wenn es wirklich dazu kommt, na ja, ich weiß nicht. Eh, zum Beispiel, ein Professor. Diese Sache hat mich immer beeindruckt. Ein Professor aus der Universität. Wie war das noch? Sie ist geschickt mit den Händen, also hat sie angeboten, eine riesige Zelle zu machen. Nein, er hat ihr verlangt, dass sie eine riesige Zelle aus Knete oder was weiß ich, zu machen. Ja, und sie war glücklich und hat tatsächlich einige Materialien gekauft, um die Zelle zu machen. Sie hat auch damit angefangen. Aber sie hat sich gehen lassen und die Zelle kam voran. Eigentlich war es ein Ersatz für eine Note. Sie hat dann die Klausur nicht geschrieben und stattdessen die Zelle gemacht. Und die Zelle, das Semester war vorbei und die Zelle war immer noch nicht fertig. Und der Professor fragte sie nach der Zelle und sie sagte ‚ja, ja‘. Aber ich merkte, dass sie sich deshalb keine Sorgen machte und dass der Professor sich ebenfalls nicht darüber aufregte. Und die Zelle war nicht fertig und der Professor fragte sie und sie sagte ‚ja, ja, die Zelle ist bald fertig‘, so halb im Spaß, ‚die Zelle kommt voran, sie ist fast fertig‘. Und ich sah die Zelle, die höchstens 10% fortgeschritten war. Und ich sah mir dieses Gespräch an und merkte, dass keine der beiden Seiten sich deshalb aufregte. Weder der Professor erlebte eine riesige Enttäuschung, dass sie nicht die Zelle mitbrachte, noch sie war darüber aufgeregt, dass sie die Zelle noch gar nicht fertig hatte.

I: Hm

C: Und das war beeindruckend für mich

I: hm

C: Ich denke, dass es ein Dialog war, wo sie sich in der Kultur verstehen. Es ist irgendwie so. Es ist für mich also kompliziert, zu wissen, wenn sie sagt, dass sie fast preußisch und korrekt ist, wann das so ist und wann nicht.“ (349–377)

Weitere kulturelle Differenzenerfahrungen in Deutschland und in Chile beziehen sich auf Abweichungen von chilenischen und deutschen Stereotypen und knüpfen demzufolge an kolonial geprägten Diskursen an.

Die doppelte kulturelle Differenzenerfahrung hat Carola weiterhin dazu gebracht, dass sie sich weder in Deutschland noch in Chile dazugehörig fühlt.

C: „Aber es gibt auch eine Geschichte, die damit zu tun hat, dass man sich nie wirklich Teil von etwas fühlen kann

I: hm

C: Klar, wenn heute der 18. September [Nationaltag zur chilenischen Unabhängigkeit, Anm. des Verf.] gefeiert wird, oder die großen Feierlichkeiten, der Pazifische Krieg¹³ und all das. Ich sehe es als *buena onda* [direkt übersetzt: gute Welle. Bedeutet in etwa gute Stimmung, lockere Haltung, Anm. des Verf.], aber niemals als Patriotismus. Das heißt, es ist nicht etwas, was mich stolz macht. Nichts in dieser Hinsicht. Das heißt, es gefällt mir, an der Geschichte des chilenischen Volkes teilnehmen zu können, weil es das Volk ist, das ich gern habe. Aber nein, es ist nicht etwas, was mich innerlich stolz macht. Und von Deutschland, sagen wir mal, ich kenne dort weder richtig die Geschichte noch die Feierlichkeiten. Also auch nicht.“ (64–70)

Carola interpretiert ihre zweiseitige nicht vollkommene Zugehörigkeit als eine Position zwischen Kulturen und spricht in dieser Hinsicht von einer Position in einem virtuellen Raum zwischen Deutschland und Chile.

C: „Eh, die Tatsache, dass du nicht zu einer traditionellen chilenischen Familie gehörst [...] Und diese Situation hat niemals zugelassen, eh, sie hat niemals zugelassen, eh, dass ich mich an einem einzigen Ort wohl fühlen konnte. Sie können mich nämlich, sie können mich sehr freundlich empfangen [bezieht sich auf traditionelle chilenischen Familien, Anm. des Verf.] und ich kann für eine Weile daran teilnehmen (2 Sek. Pause), aber ich kann es nicht, ich kann es nicht als das meine ansehen, weil ich aus einer anderen Ecke komme. Und diese Ecke, von der ich komme, habe ich auch gern und vermisse sie. Sie fehlt mir ebenso viel [wie die andere, Anm. des Verf.]. Sie ist auch ein Teil von mir.

I: Und welche Ecke wäre das?

C: Die deutsche Ecke. Ich weiß nicht, ich weiß nicht, woran das liegt. Aber ich lese zum Beispiel ein deutsches Buch – ich lese nicht viel, aber wenn ich einen deutschen Text lese – dann empfinde ich ihn anders als einen spanischen Text. Ich glaube also, dass meine Gefühle sehr stark im Deutschen verwurzelt sind [...] Und es gibt Dinge aus der chilenischen Kultur, die ich auch immer mit mir tragen werde. Es gibt also immer, ich werde mich immer dazwischen befinden

I: hm

C: In einem virtuellen Raum zwischen Deutschland und Chile.“ (518–538)

Im Begriff des virtuellen Raumes schlägt sich andererseits Carolas Wunsch nieder, einen geografischen Ort zu finden, an dem sie ihr gesamtes Netzwerk zusammenbringen kann, so dass sie sich nicht mehr zwischen Chile oder Deutschland entscheiden muss.

C: „Obwohl ich sehr gerne für eine Zeit nach Deutschland gehen würde, um dort die Sprache richtig zu lernen [...] (seufzt) Ach weißt du, es sehr schmerzhaft zu wissen, dass mein Bruder seine Familie hier aufbaut. Es ist schrecklich zu sehen, wie die Familie getrennt lebt. Das heißt, für mich ist es schrecklich, nicht in der Lage zu sein, meine Verwandte [in Deutschland, Anm. des Verf.] im alltäglichen Leben erfahren zu können. Dort sein zu können. Aber es wäre auch schrecklich, eh, dort zu sein und nicht meinen kleinen Neffen, meinen Bruder, meine Mutter zu sehen, die jetzt älter wird. Es ist verrückt. Ich habe mit einer virtuellen Stadt geträumt, die sich dazwischen befindet. Wo die physische Distanz nicht existiert oder nicht wichtig ist.

13 Der pazifische Krieg erfolgte im Rahmen des Salpeterkrieges, den Chile zwischen 1879 bis 1883 gegen Peru und Bolivien um die Salpetervorkommen in der Atacamawüste führte.

Wo alle am gleichen, eh, Ort zusammenleben könnten. Mittlerweile schafft man das in gewisser Hinsicht mit den Videokonferenzen, wo sich verschiedene Länder an einem gleichen Ort treffen. Wenn wir uns dorthin bewegen, dann finde ich es toll.“ (978–988)

So können wir auch bei Carola eine Frage nach dem Lebensort feststellen. Diese bezieht sich hauptsächlich auf den Wunsch, ihre Familie in Deutschland im alltäglichen Leben erleben zu können.

C: „Letztes Jahr, als in Deutschland war, sagte ich zu mir: ‚Nein, das nächste Mal wenn ich nach Deutschland komme, bleibe ich‘. Ich würde zwar nicht für immer bleiben, aber für eine Weile. Hauptsächlich, um meine Familie dort erleben zu können. Das heißt, meine Verwandten werden älter und ich möchte gerne die Erfahrung eines gemeinsamen alltäglichen Lebens gemacht zu haben. Das heißt, dort zu sein, eh, ein bisschen die Wurzeln wiederzufinden und hauptsächlich meine Familie dort zu erleben.“ (1003–1007)

Doch Carola hat auch Angst, so eine Entscheidung zu treffen. Sie befürchtet einen engeren Handlungsspielraum und Sehnsucht nach Chile. Andererseits glaubt Carola, dass das Zusammenleben mit ihren Verwandten eventuell nicht so toll sein könnte, wie sie sich das jetzt so ausmalt.

C: „Vor was ich viel Angst habe, ist eine Enttäuschung. Ich habe viel Angst, mich zu frustrieren [...] Und ich kam dort an und merkte, dass ich dort niemand bin. Dort funktioniert das nicht mit dem *pituto* [Beziehungen, Vitamin B, Anm. des Verf.]. Und hier in Chile hat man irgendwo einen Bekannten, das heißt, wenn du dich anstrengst, kannst du dir sogar Zugang ins Parlament verschaffen, wo du möchtest. Und in Deutschland war ich eins minus. Das heißt, das finde ich gut, sagen wir mal. Aber sie haben mich überhaupt nicht ernst genommen. Und obwohl ich mir wünschte, dass sich die Dinge in meine Richtung biegen, so hatte ich keine Mittel, um an den Tatort zu gelangen. Viel Bürokratie, viele Behördengänge. Und dort zählen die Zeiten und die Reihenfolgen und nichts weiter. Und man kann nichts machen (seufzt). Also, einerseits das. Klar, dass ich mich gefühlt habe – obwohl ich meine ganze Familie dort habe – aber ich habe mich gefühlt als wäre ich nur einer unter vielen.“ (1007–1019)

C: „Ich habe Angst herauszufinden, dass ich mich übergangen fühle. Andere Dinge finden, die mir nicht gefallen. Und mich wieder übergangen zu fühlen, noch gekränkter, noch enttäuschter. Dass ich, ich glaube, dass ich Angst davor habe, dass ich dort hingehe und dann nur noch zurückkehren möchte. Zurück. Zurück in mein *Chilito* [kleines Chile, Anm. des Verf.], so schön und fein, ehm, mit dem Smog und allem. Toll, toll. Toll, dass der Asphalt so unordentlich ist, dass Unkraut wächst. Phantastisch. Toll, dass alle unpünktlich sind. *Bacán* [super, toll, Anm. des Verf.].“ (1021–1027)

C: „Das heißt, und auch der Empfang meiner Verwandten. Man könnte zum Beispiel denken, klar, dass ich dort zu Besuch bin und (?) man führt mich herum und ich bin da. Sogar meine Cousins waren etwas neidisch, weil sie den Eindruck hatten, dass dort nichts passiert, der Kontakt zwischen meinen Cousins, zwischen der Familie. Und dann komme ich und alles revolutioniert sich. Nicht, weil ich es bin, sondern weil sie mich nicht oft sehen. Klar, so könnte es geschehen, dass sich meine Präsenz in Deutschland naturalisiert und dass der Kontakt, den ich mir so sehr wünschte, dieser Austausch, dass der nicht so stattfindet.“ (1031–1036)

Eine weitere Motivation, die Carola dazu veranlasst, die Möglichkeit eines kurz- oder langfristigen Aufenthaltes in Deutschland zu berücksichtigen, steht in Zusammenhang mit Carolas Religiosität. Religion ist für Carola ein fundamentaler Aspekt in ihrem Leben. Eine Analyse ihrer Netzwerkkarte zeigt zum Beispiel, dass Carola einen großen Teil ihrer Freizeit der Partizipation in verschiedenen katholischen Bewegungen verbringt. Dabei stellt unsere Erzählerin die religiöse Erfahrung und nicht die Art der Konfession in den Vordergrund. Das heißt, Carola geht in die Kirche, die ihr am meisten Sinn macht. Deshalb besucht sie in Chile die katholische Kirche, in Deutschland jedoch die freikirchliche Bewegung. Das kommt daher, weil ihre Familienangehörigen in Deutschland an der freikirchlichen Bewegung teilnehmen, während ihre Familie in Chile hauptsächlich die katholische Kirche besucht. Mit anderen Worten, Carola möchte dort sein, wo sich ihre Familie befindet.

C: „Und, hm, ich hätte Lust, eine Zeit lang nach Deutschland zu gehen, um daran [Freikirchen, Anm. des Verf.] teilzunehmen. Was mich dabei beunruhigt ist – es ist schon ziemlich verrückt – klar, weil ich in Deutschland daran teilnehme und glücklich bin. Obwohl es evangelisch, protestantisch ist. Aber in Chile bin ich katholisch.

I: Du bist katholisch

C: Ich bin katholisch. Und, warum? Weil ich auf irgendwie dazu neige, den christlichen Ort aufzusuchen, wo sich meine Familie befindet. Alle meine Familienangehörigen hier gehen zur katholischen Kirche. Obwohl mein Bruder anglikanisch ist. Verschiedene Richtungen, aber letztlich gehen wir alle zur katholischen Kirche. Dann ist es so, dass meine Verwandten in Deutschland bei den *Freikirchen* [Deutsch i. Orig.] sind, also würde ich dorthin gehen, sagen wir mal. Das heißt, für mich ist das Christentum dort, wo man das Christentum erlebt und das ist in irgendeiner Kirche. Das ist nicht die katholische Kirche, die evangelische Kirche. Das heißt, in Chile fühle ich mich wohler in der katholischen Kirche. Ich glaube, wenn ich nach Deutschland ginge, dann würde ich mich wohler bei den *Freikirchen* [Deutsch i. Orig.] fühlen. (3 Sek. Pause) Also, ehm, das. Ich glaube, ich muss in dieser Hinsicht in Deutschland noch so etwas machen.“ (1061–1071)

Carola begreift ihr Zuhause als flüchtig, weil es keinen permanenten Ort darstellt. Wenn sie sich ein Zuhause vorstellt, so denkt sie zunächst einmal an ihre gegenwärtige Wohnung und anschließend an Gleichgesinnte und Menschen, die sie gern hat und mit denen sie ihr Leben teilen möchte. Doch so etwas kann sowohl in Chile als auch in Deutschland stattfinden. Zuhause ist daher nicht an eine bestimmte Nation gebunden. Es ist nicht hier oder dort, sondern dazwischen. Es ist nichts einheitliches, sondern eher etwas fragmentarisches.

C: „Zuhause. (5 Sek. Pause) Ich glaube, dieser Begriff ist bei mir nicht sehr verwurzelt (3 Sek. Pause) Ich glaube, dass mein Zuhause flüchtig ist. Heute ist mein Zuhause hier. Hier, Zuhause ist dieses Haus in Chile. Zuhause zu sein, mit meiner Familie. Meine Familie ist für mich, zuhause zu sein. Aber ich glaube, das ist nicht alles. Das heißt, eh, ich kann mich in Hawaii befinden und auch dort zuhause sein. Mein Zuhause ist dort, wo sich die Menschen befinden, die ich liebe. Das muss nicht nur meine Familie sein. Das können auch meine Peers sein, meine Peers im Denken, meine spirituellen Peers, meine Peers in etwas. Dass sie dort sind, dass sie sind, dass sie in irgendeinen Bereich, das gleiche wie ich haben. Hauptsächlich hinsichtlich der wichtigen und tiefen Dinge. Das ist für mich Zuhause. Obwohl, ich sage dir, ich

kann genauso gut in Hawaii zuhause sein, eh, aber da die ersten Eindrücke langfristig hängen bleiben, so glaube ich, dass mein Zuhause immer zwischen Deutschland und Chile sein wird. Ich glaube, wenn ich in ein drittes Land gehen würde, eh, so würde ich wohl die beiden anderen vermissen. Ich werde mich nach der *empanada* [gefüllte Teigtaschen, Anm. des Verf.] sehnen, ich würde das Konkrete und Alltägliche vermissen. Was ich dir vorhin erzählte, die *micro* [Bus, Anm. des Verf.]. Die *empanada* [gefüllte Teigtaschen, Anm. des Verf.], die *dulces chilenos* [typische chilenische Süßigkeiten, Anm. des Verf.] (2 Sek. Pause). In Deutschland zuhause zu sein – obwohl ich nicht weiß, ob ich in Deutschland zuhause bin. Ich bin bei meinen Verwandten zuhause. Das schon. Doch manchmal fühle ich mich auch sehr einsam dort. Irgendwie, eh, die Einsamkeit begleitet dich irgendwie. Das ist irgendwie ein wesentlicher Bestandteil der Erfahrung zweier Kulturen. Einerseits hast du mehr Begleitung, weil du Zugang zu verschiedenen Orten hast. Klar, ein Chilene in Deutschland ist vollkommen hilflos. Die Energie wird irgendwie fragmentarisch. Die Begleitung wird fragmentarisch. Deswegen sage ich dir, Zuhause ist nicht etwas Solides, keine Säule, die sagt: Zuhause ist hier. Sondern es ist etwas Verschwommenes. Zuhause (4 Sek. Pause) Es ist kein großes Feuer, sondern kleine Flammen. Zuhause.“ (1073–1090)

Erste Zwischenbilanz

Nachdem die Interviews junger Menschen mit bikultureller Sozialisation in Santiago in ihrer Gesamtheit vorgestellt wurden, möchte ich einige Aspekte dieser Interviews hervorheben und diskutieren. Darunter befinden sich nähere Erläuterungen zu den Differenzerfahrungen, welche die Interviewpartner erlebten und eine ausführlichere Betrachtung der Differenzen, die im Rahmen dieser Biografien auftreten. Dieser letzte Punkt bezieht sich insbesondere auf die Verbindung zwischen Klasse und Kultur.

Darüber hinaus möchte ich die sprachlichen Aspekte dieser Interviews ansprechen. Unter sprachlichen Aspekten verstehe ich sowohl die Sprache des Interviews als auch die Sprachkonstellation der Interviewpartner, ihre Haltungen gegenüber den verschiedenen Sprachen und ihre Kriterien zur Sprachwahl.

Sprache I

Wenn man die Sprachkonstellationen der ersten Interviewgruppe näher betrachtet, so kann man beobachten, dass alle Interviewpartner während ihrer Kindheit mit mindestens einem Elternteil Deutsch sprachen. So sprachen Camila, Claudio und Francisco hauptsächlich mit ihren Vätern auf Deutsch, während sie mit ihren Müttern lieber auf Spanisch redeten. Dennoch bemühten sich diese Mütter sichtlich darum, mit ihren Kindern auf Deutsch zu sprechen. So lernte Camilas Mutter zum Beispiel Deutsch, um ihren Mann bei der deutschsprachigen Sozialisation unterstützen zu können. Claudios Mutter bemühte sich ebenfalls darum, mit ihrem Sohn auf Deutsch zu sprechen damit seine Deutschkenntnisse nach der Scheidung nicht verloren gingen. Nur Franciscos Mutter war eine Ausnahme. Obwohl sie Deutsch sprechen konnte, be-

vorzuzugte sie Spanisch als Kommunikationsmittel mit ihren Kindern. Sandra sprach während ihrer Kindheit mit beiden Eltern ausschließlich auf Deutsch, während Carola mit beiden Elternteilen sowohl Deutsch als auch Spanisch sprach. Spanisch war bei Carolas Familie jedoch die dominante Sprache.

Man kann also feststellen, dass die Eltern dieser jungen Menschen sich merklich darum bemüht haben, mit ihren Kindern auf Deutsch zu sprechen. Doch aller Bemühungen zum Trotz setzt sich im familiären Kontext langsam Spanisch als dominante Sprache durch. So kann man beobachten, dass die Interviewpartner mit ihren Geschwistern meistens auf Spanisch sprechen und dass mit wachsendem Alter die Bemühungen um eine deutschsprachige Sozialisation sichtbar nachlassen. Claudios und Camilas Mutter gaben es zum Beispiel mit der Zeit auf, mit ihren Kindern auf Deutsch zu sprechen und wechselten auf Spanisch als Hauptkommunikationsmittel.

Die deutschen Schulen und insbesondere die Begegnungsschulen leisten bezüglich dieses Trends einen merklichen Beitrag zur Erhaltung der deutschen Sprache im deutsch-chilenischen Kontext. In der Tat geben Francisco, Claudio und Sandra an, dass die deutsche Schule für sie ein wichtiger Raum darstellte, an dem sie Deutsch sprechen bzw. üben konnten. Doch auch die Bemühungen dieser Bildungsinstitution laufen letzten Endes ins Leere, da die meisten Beteiligten, besonders nach Abschluss ihrer Schulzeit, in ihrem Alltag verstärkt Spanisch sprechen.

Es ist also nicht verwunderlich, dass alle bisher präsentierten Interviewpartner es vorzogen, das Interview auf Spanisch zu führen. Im Verlauf des Gesprächs konnte man allerdings einige spontane Sprachwechsel vom Spanischen ins Deutsche feststellen und zwar besonders bei Carola, Francisco und Sandra. Doch insgesamt muss man sagen, dass diese sich in Grenzen gehalten haben und meistens nur einzelne Wörter betrafen. So kann man schwer von der Existenz einer hybriden oder gemischten Sprache ausgehen (vgl. Anzaldúa 1999¹⁴), sondern eher von einem alternativen Einsatz der deutschen und spanischen Sprache. Das heißt, der Sprachwechsel erfolgt eher in Blöcken und nicht dynamisch innerhalb eines selben Satzes. Wenn überhaupt, dann bezieht sich ein spontaner Sprachwechsel auf einen Austausch einzelner Wörter im Rahmen eines einzigen Sprachsystems und nicht auf die Vermischung verschiedener Sprachsysteme. Kriterien der alternativen Sprachwahl entsprachen hauptsächlich den Sprachkompetenzen bzw. Sprachpräferenzen der Gesprächspartner oder einer spontanen sprachlichen Neigung.

14 Gloria Anzaldúa bietet in ihrem Buch „Borderlands“ (1999) mehrere Beispiele für eine hybridisierende Sprache bzw. eine Mestizen-Sprache. In der Tat ist das Buch selbst in einem Mestizen-Sprachstil geschrieben. Gloria Anzaldúa dazu: „Tex-Mex, or Spanglish, comes most naturally to me. I may switch back and forth from English to Spanish in the same sentence or in the same word“ (Anzaldúa 1999: 78). Die „Chicana-Sprache“ überwindet jeden sprachlichen Dualismus. Genau das scheint bei meinen deutsch-chilenischen Gesprächspartnern nicht der Fall zu sein.

S: „Wir haben eigentlich immer sehr gemischt gesprochen. Da wir in der Klasse Leute hatten, die aus Deutschland kamen und die kein Wort Spanisch sprechen konnten. Auch wenn es uns nicht gefiel, so blieb uns nichts anderes übrig als mit ihnen auf Deutsch zu sprechen. Also, na ja, die Leute ... Ich hatte eine Mitschülerin, die jetzt Medizin an der Universität C. studiert – auch dieser andere, der gegangen ist – und, na ja, wenn ich sie an der Universität treffe, dann sprechen wir selbstverständlich auf Spanisch. Weil wir beide hier geboren wurden und immer hier lebten. Aber mit denen, die erst am Ende [ihrer Schulzeit, Anm. des Verf.] nach Chile kamen, wenn ich sie sehe, dann spreche ich auf Deutsch (2 Sek. Pause) Ein wenig. Nicht zuviel, aber ...“ (Sandra, 471–476) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Wenn man die hier dargestellten Interviews als Gesamtheit betrachtet, so wird man feststellen können, dass deutsche Sprache für diese Gruppe junger Menschen ihre kulturbezogene identitätsstiftende Funktion weitgehend eingebüßt hat. Deutschkenntnisse besitzen für die meisten nur noch einen instrumentellen Wert. Deutsch zu sprechen wird zum Beispiel mit einem höheren sozialen Status in Verbindung gebracht. Andererseits erweitern deutsche Sprachkenntnisse den Handlungsspielraum und Handlungsfähigkeiten der Beteiligten.

C: „Das heißt, meine Eltern haben zu mir immer gesagt – auch mein Großvater und so – dass eine Fremdsprache viele Türen öffnet. Und mehr noch, wenn es nicht Englisch ist, weil heutzutage jeder Englisch sprechen kann. Aber Deutsch oder, ich weiß nicht, Französisch, eine andere Sprache, ist schwieriger. Sie öffnen dir also viele Türen.“ (Cynthia, 405–408)¹⁵ [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die deutsche Sprache wird weiterhin mit gemischten Gefühlen betrachtet: Einerseits bringt der Erwerb dieser Sprache den Beteiligten eine bessere soziale Anerkennung und erweiterte Handlungsmöglichkeiten. Andererseits spricht kaum jemand gerne Deutsch. Denn Deutsch zu sprechen ist eine Aufgabe und eine Pflicht, aber kein Vergnügen. Wer mit seinen Freunden auf Deutsch spricht, gilt als *perno*, d.h. als einfältig und langweilig. Deutsch ist keine emotionale Sprache, sie ist keine Beziehungssprache und erfolgt somit ausschließlich in einem erzieherischen Kontext.

Dessen ungeachtet tun deutschsprachige Eltern wörtlich alles, was in ihren Händen liegt, um ihren Kindern diese Sprache weiterzugeben. Wie gesehen, bemühen sie sich zunächst darum, zuhause Deutsch zu sprechen. Falls sie vorher kein Deutsch sprechen können, so nehmen sie Deutschkurse, um diese Sprachkenntnisse zu erwerben. Anschließend wählen sie für ihre Kinder eine deutsche Schule, um die erworbenen deutschen Sprachkenntnisse zu sichern. Die Kinder verinnerlichen wiederum diese Haltung gegenüber der Sprache. Wahrscheinlich ist Deutsch nicht mehr ihre dominante Sprache, aber sie bemühen sich trotzdem darum, ihren eigenen Nachwuchs wieder auf Deutsch zu erziehen.

15 Obwohl Cynthia einer anderen Gruppe von Interviews zugeordnet wurde, erlebte sie ebenfalls eine bikulturelle und bilinguale Sozialisation in Chile und kann daher an dieser Stelle zur Darstellung sprachlicher Aspekte im deutsch-chilenischen Kontext herangezogen werden.

C: „Gut, ich würde mir gerne die Zeit nehmen, um meiner Tochter die deutsche Sprache weiterzugeben. In der Tat spreche ich schon mit ihr auf Deutsch und Spanisch. Ich habe deutsche Kinderlieder. Die Kindermusik, die ich auflege ist auf Deutsch

I: hm hm

C: Es würde mir also gefallen, dass sie es lernt. Das ist sehr wichtig für mich.“ (Camila, 388–392) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Diese Situation führt im Grunde zu einer quasi künstlichen Erhaltung der deutschen Sprache im deutsch-chilenischen Kontext. Manchmal kommt es einem sogar vor, als ob Deutsch zu sprechen mit der Zeit zu einem Zweck in sich selbst geworden ist. Was für einen Sinn hat es eigentlich, unter diesen Bedingungen weiterhin Deutsch zu sprechen?

C: „Obwohl ich nicht weiß. Das heißt. Was bringt es mir, weiterhin Deutsch zu sprechen. Nur aus Tradition? Ich glaube, dass ... Das heißt, ich möchte es beibehalten, weil ich vielleicht mal [nach Deutschland, Anm. des Verf.] gehe. Doch manchmal, es gibt schon viele Leute, die das in Frage stellen. Aus welchem Grund soll man die Sprache beibehalten. Um ein Traditionalist zu sein? Um mich von den anderen zu entfernen?“ (Sandra, 1396–1398) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Situative Differenzerfahrungen im Übergang

Die Auswertung der Interviews unterstützt die Auffassung, dass soziale und kulturelle Identität auf einen kollektiven Prozess der Verhandlung von Differenzen zurückgeführt werden kann. Dabei ist es wichtig darauf zu achten, welche Differenzen im Spiel sind (z.B. kulturelle oder soziale Differenzen), wer diese Differenzierungen trifft (z.B. selbstdefinierte oder fremdbestimmte Differenzen) und wie sich die Bedeutung und die Verhandlung von Differenzen je nach Kontext verändern. Das heißt im letzten Fall, dass Differenzen ihren eigentlichen Wert erst in Verbindung mit dem jeweiligen Kontext erhalten. Welche Differenz wichtig ist und welche nicht, ist also kontextspezifisch. Auch die Verhandlung von sozialen und kulturellen Kategorien verändert sich im Zusammenhang mit dem Kontext. Das bedeutet, dass sich soziale und kulturelle Identität je nach Kontext und Situation verschieben kann.

Ein weiterer wichtiger Aspekt bezieht sich auf Kontextübergänge. Wie wir zum Beispiel bei Sandra oder Camila sehen konnten, besitzen Kontextübergänge eine besondere Bedeutung im Leben einer Person. Sie stellen wichtige Anhaltspunkte für Differenzerfahrungen dar. Differenzerfahrungen, die in Zusammenhang mit einer Kontextveränderung bzw. durch einen Kontextwechsel veranlasst werden, habe ich als situative Differenzerfahrungen bezeichnet. Situative Differenzerfahrungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie an ein bestimmtes Lebensereignis – den Kontextwechsel – gebunden sind. Daher sind situative Differenzerfahrungen auch zeitlich begrenzt, d.h. es handelt sich um begrenzte Erfahrungen von Differenz. Dennoch muss man festhalten, dass das Ende situativer Differenzerfahrungen nicht immer eindeutig ist. Situative Differenzerfahrungen können sich durch Habitualisierung schließlich zu kontinuierlichen Differenzerfahrungen entwickeln (s. weiter unten).

Situative Differenzerfahrungen stehen weiterhin in Kontrast zu vorangehenden Erfahrungen von Gleichheit und Kontinuität. Daher werden situative Differenzerfahrungen oft als Bruch dargestellt. Das bedeutet jedoch nicht, dass jeder Kontextübergang als Diskontinuität erlebt wird. Kontextwechsel scheint besonders dann als Bruch erfahren zu werden, wenn es wenige oder keine Möglichkeiten der Kontinuität bzw. Verbindungen zu vorher vertrauten Kontexten gibt. Diese Situation verschärft den Kontrast zwischen einem und dem anderen Kontext und setzt die Beteiligten unter besonderen Anpassungsdruck.

Des Weiteren umfassen situative Differenzerfahrungen zwei unterschiedliche Aspekte: (1) Sie beziehen sich einerseits auf die Auseinandersetzung mit einem fremden oder veränderten Kontext. Diese Erfahrung wird meistens mit dem Satz „alles ist anders“ eingeleitet. (2) Andererseits beziehen sich Differenzerfahrungen auch auf den Prozess der Verhandlung von Zugehörigkeiten und das Gefühl, nicht dazuzugehören. Die Interviewpartner argumentieren in dieser Hinsicht nach dem Motto „ich bin anders“. Beide Aspekte überlagern sich allerdings im Rahmen eines Kontextwechsels und können nicht immer klar voneinander unterschieden werden.

Im Rahmen der bisher dargestellten Interviews konnten situative Differenzerfahrungen hauptsächlich beim Übergang von der Schule an die Universität festgestellt werden. Deshalb spreche ich in diesem Fall von situativen Differenzerfahrungen im Übergang. Im nächsten Kapitel werden wir uns mit situativen Differenzerfahrungen im Rahmen von Migration beschäftigen. Situative Differenzerfahrungen im Rahmen von Migration stehen dabei in Zusammenhang mit dem Begriff der Akkulturation. Ein wichtiger Unterschied zwischen situativen Differenzerfahrungen im Übergang und in der Migration ist die Möglichkeit der Kontinuität bzw. der Verbindung zu ehemals vertrauten Kontexten. Diese Möglichkeit ist bei einer Migration viel geringer als bei einem Übergang. Daher wird Migration auch viel eher als biografisch relevanter Bruch erlebt. Die Interviews zeigen weiterhin, dass Differenzerfahrungen im Übergang sich vorwiegend auf Verhandlung von Zugehörigkeiten und weniger auf die Auseinandersetzung mit Kontextveränderungen beziehen. Bei Differenzerfahrungen in der Migration ist diese Situation oft umgekehrt.

Meine Interviewpartner zeigen in diesem Zusammenhang, dass sie in einem Übergang relativ gut mit einem veränderten Kontext umgehen können. Die Verhandlung von Zugehörigkeiten kann sich jedoch zu einem Problem entwickeln. Der Ausgang der Verhandlung hängt dabei wesentlich davon ab, ob Differenzen vorwiegend selber oder von anderen getroffen werden. So sind selbstbestimmte Differenzen leichter zu ertragen als Fremddifferenzierungen. Interessant ist jedoch, dass auch Selbstdifferenzierungen negative Konsequenzen für die Betroffenen haben können. Das könnte zum Beispiel der Fall von Sandra sein. Trotzdem sind Selbstdifferenzierungen immer noch erträglicher als fremdbestimmtes Anderssein. Das zeigt zum Beispiel der Fall von Camila. Das Schwierige an der Differenzerfahrung ist daher nicht unbedingt die Diffe-

renzerfahrung an sich, sondern die Möglichkeit der Beteiligung bei der Definition von Differenzen.

Situative Differenzerfahrungen stehen schließlich in Kontrast zu kontinuierlichen Differenzerfahrungen. Kontinuierliche Differenzerfahrungen sind alltäglich und allgegenwärtig. Sie hängen nicht von einem bestimmten Kontextwechsel ab. Der Wechsel von einem Kontext zum anderen bringt nur eine Verschiebung von Differenzen mit sich, aber keine wesentliche Veränderung in der Tatsache, dass man sich ständig anders fühlt. Francisco und Carola verkörpern diese letzte Version der Differenzerfahrung. Beide machen schon an der deutschen Schule Differenzerfahrungen, die im Übergang an die Universität nicht verschwinden, sondern sich nur verschieben. Das heißt, sie fühlen sich immer noch anders, aber jetzt auf eine andere Art und Weise anders. So werden kontinuierliche Differenzerfahrungen auch nicht als Bruch erlebt oder in Kontrast zu einer vorangehenden Erfahrung von Gleichheit und Kontinuität gesetzt. Kontinuierliche Differenzerfahrungen gleichen eher einer fortwährenden Geschichte, die sich ständig in neuen Variationen fortsetzt.

Klasse und Kultur

Wie vorher angemerkt wurde, besitzen soziale Kategorien keinen Wert an sich. Die Bedeutung sozialer und kultureller Differenzen muss erst im jeweiligen Kontext ausgehandelt werden. Ein wichtiger Aspekt dieser Verhandlung bezieht sich dabei auf die Sorte von Differenzen, die im entsprechenden Kontext ausgehandelt werden.

Soziale Klassenunterschiede stellen in Chile bis heute eine bedeutungsvolle Grenzlinie dar, die stark kontrastierende Lebensbereiche und Lebensweisen voneinander scheidet (vgl. PNUD 2002; Salazar/Pinto 1999; Ojeda-Ebert 1984). Die Tatsache, dass soziale Differenzen kulturelle Unterschiede oft in den Hintergrund drängen, bedeutet jedoch noch lange nicht, dass die letzten vollkommen irrelevant geworden sind. Im Gegenteil, um eine Person in Lateinamerika in der sozialen Skala einordnen zu können, verwendet man sowohl soziale als auch kulturelle Kriterien (vgl. Beck-Gernsheim 1999; Larraín 2001). Das heißt, Klasse und Kultur befinden sich miteinander verbunden und folgen der Logik: Je weißer, desto reicher. Oder anders herum, je reicher, desto weißer.

Man kann entlang der Erzählungen der Interviewpartner hauptsächlich zwei Variationen der Beziehung zwischen Kultur und Klasse vorfinden. Die erste bezieht sich auf den Zusammenhang, der im Diskurs der Befragten zwischen kulturellen, rassistischen und sozialen Kategorien hergestellt wird. Dabei werden diese Kategorien als bedeutungsgleich behandelt und im Verlauf des Gesprächs mit aller Selbstverständlichkeit verwechselt bzw. ausgetauscht. Wenn jemand zum Beispiel als *cuico/cuica* bezeichnet wird, so beinhaltet diese Affirmation einerseits eine soziale Bedeutung, d.h. es handelt sich um jemanden, der einer höheren sozialen Schicht angehört. Andererseits taucht dieser Begriff auch in enger Verbundenheit mit einer weiteren Bezeichnung auf,

nämlich *gringo/gringa*, d.h. jemand, der einer nordamerikanischen bzw. europäischen Kultur angehört.

Kulturelle und soziale Differenzen treten je nach Kontext jeweils in den Vordergrund oder in den Hintergrund. An einer deutschen Schule sind soziale Differenzen beispielsweise nicht so relevant. Im Gegensatz dazu treten kulturelle Unterscheidungen stark in den Vordergrund. An der Universität fallen Differenzerfahrungen unterschiedlicher aus. Je nachdem, um welche Universität es sich handelt, können soziale oder kulturelle Unterschiede mehr oder weniger in den Vordergrund treten. So konnten wir zum Beispiel sehen, dass soziale Unterschiede an der Universität C. sehr relevant, während sie an der Universität P. weniger bedeutungsvoll waren. Wichtig ist dabei der soziale Hintergrund der Studenten an den jeweiligen Hochschulen.

Andererseits stellen die Interviewpartner auch einen Zusammenhang zwischen sozialer Klasse und Kultur her. Dabei sprechen sie von der Kultur einer sozialen Klasse. Mit anderen Worten gehen sie davon aus, dass verschiedene soziale Klassen unterschiedliche Lebensweisen vertreten. So spricht Camila zum Beispiel über die unterschiedlichen Verhaltensweisen und Bedeutungsstrukturen von Frauen aus wohlhabenden und armen sozialen Verhältnissen, während Carola eine detaillierte Beschreibung der Lebensweisen von Personen aus höheren sozialen Schichten unternimmt.

Im Süden aufgewachsen

Als nächstes werden die Interviews von zwei jungen Frauen vorgestellt, die zwar ebenfalls eine bikulturelle Sozialisation in Chile erlebten, jedoch nicht in Santiago, sondern im Rahmen des deutsch-chilenischen Kontextes in Südkhile. Obwohl diese Interviews am Anfang der Untersuchung nicht geplant waren, so sind sie dennoch interessant, weil sie eine neue Dimension der Differenzierungen einführen, nämlich der Unterschied zwischen Stadt und Land.

Sowohl Cynthia als auch Alejandra erleben eine Migration und machen in dieser Hinsicht eine situative Differenzerfahrung. Während Cynthia jedoch von einer Kleinstadt in Südkhile in die Hauptstadt des Landes zieht, wandert Alejandra nach Deutschland. So stellt Alejandra auch schon einen gewissen Übergang zur nächsten Gruppe von Interviewpartnern dar, die alle biografisch relevante internationale Migrationserfahrung erlebten.

Cynthia: Ich finde, dass es da keinen großen Unterschied gibt

Cynthia wurde in Chile geboren und besitzt sowohl die chilenische als auch die deutsche Staatsangehörigkeit. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Cynthia 20 Jahre alt und macht eine Ausbildung an einem deutschen Lehrerbildungsinstitut, um später als Lehrerin oder Kindergärtnerin an einer deutschen Schule in Chile tätig zu sein. Währenddessen wohnt sie in einem lutherischen Stu-

dentenwohnheim in Santiago. Cynthia macht einen liebenswürdigen und schüchternen Eindruck. Das Interview wurde auf Spanisch geführt¹⁶.

Cynthia wuchs in einer kleinen Stadt in Südkile auf. Laut Cynthia ist dieser Ort so klein, dass niemand ihn wirklich kennt. Interessant ist dabei zu bemerken, dass Cynthia ihren Wohnort in ihrer Heimatstadt situiert, obwohl sie in der Gegenwart eigentlich in Santiago lebt. Diese Ausdrucksweise deutet darauf hin, dass Cynthia eine enge Beziehung zu ihrem Herkunftsort hat.

C: „Ich wohne eigentliche in V. [Kleinstadt in Südkile, Anm. des Verf.]

I: Ja

C: Weißt du, wo das ist?

I: Klar, ich war schon einmal dort (lacht)

C: Die meisten Leute kennen es nämlich nicht. Es ist nicht sehr bekannt.

I: Echt?

C: Man nimmt V., hm, nicht so ernst (lacht) [...] Na ja, das heißt, meine Stadt ist irgendwie klein und das ist, ich weiß nicht, das Leben ist ruhiger. Ich weiß nicht. Ich finde, dass es familiärer ist. Es ist. Lass mal sehen. Wie könnte ich es dir sagen. Irgendwie befindet sich alles enger zusammen.

I: hm hm

C: Alles bleibt irgendwie in der Nähe.“ (114–129)

Cynthias Mutter wurde in Deutschland geboren und ihr Vater ist deutscher Abstammung. Ihre gesamten Vorfahren haben also eine deutsche Herkunft.

C: „Eh. Meine Mutter wurde in Deutschland geboren ...

I: Aha

C: ... und mein Vater hat eine deutsche Abstammung. Meine gesamten Vorfahren sind Deutsche.“ (75–77)

Cynthias Vater wurde in Chile geboren und wuchs hier auf. Nach der Schule schickten ihn seine Eltern nach Deutschland, um dort eine Ausbildung zu machen. In Deutschland lernte er Cynthias Mutter kennen. Nach einiger Zeit heirateten sie und kehrten anschließend nach Chile zurück, um hier ein neues Leben zu beginnen. Laut Cynthia befindet sich ihre Mutter jetzt schon mehr als 22 Jahre in Chile. Sie glaubt, dass sie sich in Chile eingelebt hat und dass es ihr hier gefällt. Cynthias Mutter hat auch keine wesentlichen Kontakte mehr zu ihrer Familie in Deutschland und war dort nur selten zu Besuch. Familienkontakte bestehen eher zu den Verwandten von Seiten des Vaters.

Laut Cynthia erzählten ihre Eltern nicht viel über Deutschland und verglichen diesen Ort auch nicht ständig mit Chile. Sie glaubt, dass sie sich weitgehend chilenisiert haben.

C: „Das heißt, natürlich kommentiert man und so. Aber so ,oh, Deutschland ist so und hier ist es so.‘ So nicht. Nein. Nein. Aber irgendwie (3 Sek. Pause). Nein, nicht wirklich. Wir haben nicht viel darüber gesprochen [...] Ich glaube eben, dass meine Eltern sich sehr chilenisiert haben.“ (814–819)

16 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

Wir können also bemerken, dass im Rahmen von Cynthias Familie kulturelle Differenzen kaum eine Rolle spielen. Die Familienmitglieder bleiben auch nicht in einer kolonialen Logik der Gegenüberstellung von Deutschland und Chile gefangen, sondern tendieren eher dazu, ihre Beziehungen zu Deutschland beiseite zu legen und sich dem chilenischen Umfeld zu assimilieren. Nur die deutsche Sprache wird noch erhalten. Aber nicht aus identitätsbezogenen Motiven, sondern aus rein pragmatischen Erwägungen.

C: „Das heißt, meine Eltern haben zu mir immer gesagt – auch mein Großvater und so – dass eine Fremdsprache viele Türen öffnen. Und mehr noch, wenn es nicht Englisch ist, weil heutzutage jeder Englisch sprechen kann. Aber Deutsch oder, ich weiß nicht, Französisch, eine andere Sprache, sind schwieriger. Sie öffnen dir also viele Türen.“ (405–408)

Der Erhalt der deutschen Sprache war auch eines der wichtigsten Gründe, weshalb Cynthias Eltern ihre Tochter auf eine deutsche Schule schickten. Doch Cynthia verbrachte nicht ihre gesamte Schulzeit an einer deutschen Schule, sondern besuchte von der zweiten bis zur fünften Klasse eine andere Schule. Der Grund für den Schulwechsel bleibt unklar.

C: „Ich weiß nicht. Ich war an einer Schule ... Ich war nicht immer auf einer deutschen Schule.

I: hm hm

C: Zuerst war ich im Kindergarten und dann in *primero básico* [entspricht dem ersten Grundschuljahr, Anm. des Verf.]. Dann habe ich die Schule verlassen, weil nein, ich war zu klein. Dann bin ich auf eine andere Schule gegangen.“ (129–133)

Cynthia beschreibt die deutsche Schule, die sie als Kind besuchte als eine sehr kleine Bildungseinrichtung mit wenigen Schülern. Aus diesem Grund waren die menschlichen Beziehungen an der Schule auch sehr nah und vertraulich. Klassen wurden weiterhin nach Sprachkenntnissen unterteilt, doch die Klassifikation war im Vergleich zu deutschen Begegnungsschulen weniger relevant, da die Mehrheit der Schüler sowieso sehr wenig Deutsch sprechen konnte. Das kommt daher, weil die Schüler entweder Nachkommen ehemaliger deutscher Einwanderer waren, die kaum noch ein Wort Deutsch sprechen konnten, oder Chilenen, die diese Schule aufgrund ihrer guten Leistung besuchten und keine deutschen Vorkenntnisse besaßen.

C: „Die deutsche Schule in V. [bezieht sich auf die Kleinstadt in Südchile, Anm. des Verf.] ist sehr klein. Die Infrastruktur ist sehr klein. Eh, ich weiß nicht. Es sind wenige Schüler. Aber ich fand, dass die Beziehungen sehr nah waren. Irgendwie war alles personalisierter. Eh. Es gab Deutschgruppen [...] Es gab irgendwie drei Deutschgruppen. Die mehr wissen. Das heißt, die ... Die nicht so viel wissen und die gerade erst angekommen sind. Denn es ist so, normalerweise schicken die Leute aus kleinen Städten ihre Kinder auf die Schule, die ungefähr die beste ist. Und da es nicht so viele Schulen gab, ging die Mehrheit eben zur ... Aber sie interessierten sich nicht wirklich für das Deutsche.

I: hm hm

C: Obwohl sie am Ende doch etwas lernen.“ (156–167)

C: „Zum Beispiel an der Schule und die Leute an der Schule, dort sind die meisten irgendwie deutsche Nachkommen. Die Mehrheit.“ (216–217)

Cynthia sieht keinen Unterschied zwischen der deutschen Schule in ihrer Heimatstadt und anderen chilenischen Schulen. Sie meint, es handelt sich um eine ganz normale Schule. Der einzige Unterschied liegt am Deutschunterricht.

C: „Ja, ich glaube, dass es [deutsche Schule, Anm. des Verf.] eine vollkommen normale Schule ist. Es gibt nur eine andere Sprache.“ (183–184)

Cynthia sieht auch weiterhin keine Differenzen zwischen Deutsch-Chilenen und Chilenen. Für Cynthia sind alle gleich. Alle sind Chilenen.

C: „Es könnte sein, dass sie vielleicht ... Ein [chilenischer, Anm. des Verf.] Mitschüler oder Kommilitone zum Beispiel. Er kommt zu mir nach Hause und es mag sein, dass er einen Unterschied sieht.

I: hm

C: Aber ich weiß nicht. Eigentlich finde ich, dass es irgendwie das gleiche ist.

I: hm hm

C: Ich finde nicht, dass es da viel Unterschied gibt. Vielleicht haben sie es bemerkt – ich meine, die Chilenen. Aber es ist irgendwie doch das gleiche.

I: hm hm

C: Ich finde, dass es da keinen großen Unterschied gibt.“ (783–791)

Nur Deutsche findet Cynthia anders. Sie empfindet sie als fremd. Und das, obwohl ihre eigene Mutter aus Deutschland kommt.

C: „Wenn Deutsche kommen oder so, oder ich hatte Kontakt zu deutschen Jugendlichen. Doch sie sind irgendwie anders und irgendwie ... Weil ich sie eben nicht, ich kenne sie nicht. Weil ich immer hier aufgewachsen bin.

I: hm hm

C: Ich weiß nicht, wie es ist, wie die Deutschen sind und all das. Und wenn ich sie sehe ... Meine Freundin [aus Deutschland, Anm. des Verf.] zum Beispiel. Wir haben viel ausgetauscht und es gab Dinge, die ich nicht kannte.“ (391–395)

Da Cynthia Deutsch-Chilenen und Chilenen angleicht, ist es auch nicht verwunderlich, dass sie in kultureller Hinsicht weder in deutsch-chilenischen noch in chilenischen Kontexten eine Differenz erfahrung macht. Wobei man vielleicht hinzufügen sollte, dass Cynthia bisher auch noch nie wirklich den deutsch-chilenischen Kontext verlassen hat.

C: „Ich hatte die Mentalität meiner Mitschülerinnen [aus der deutschen Schule, Anm. des Verf.] hier in Chile. Es ist aber ... Nein, eigentlich ist es dasselbe. Es ist dasselbe wie hier.“ (397)

C: „Nein. Ich habe mich in dieser Hinsicht nicht anders gefühlt als ich mit Personen zusammen war, die nichts mit Deutschland zu tun hatten. Nein. Deshalb glaube ich, dass ... Ich weiß nicht. Und ich komme hier [Santiago, Anm. des Verf.] an und es ist dasselbe. Ich fühle mich überhaupt nicht anders.“ (389–391)

Einer der wichtigsten Momente in Cynthias Leben war ihr erster Besuch in Deutschland, als sie etwa zehn oder elf Jahre alt war. Doch es war nicht der Aufenthalt in Deutschland selbst, der Cynthia beeindruckte, sondern die Tatsache, dass sie von ihren Eltern alleine nach Deutschland geschickt wurde. Cynthia sollte dort ihre Verwandten kennen lernen. Jahre später reist Cynthia ein zweites Mal nach Deutschland. Diesmal nimmt sie am Schüleraustausch teil.

Nach dem Schulabschluss zieht Cynthia nach Santiago, um dort an einem deutschen Lehrerbildungsinstitut eine Ausbildung als Lehrkraft zu machen. Der Abschluss entspricht dabei keinem Universitätsabschluss in Chile und wird auch nicht in Deutschland anerkannt. Doch das Institut bietet seinen Studenten und Studentinnen einen sicheren Arbeitsplatz an einer deutschen Schule in Chile an, was diese Ausbildung für viele junge Menschen mit deutsch-chilenischen Hintergrund sehr attraktiv macht. Und Cynthia wollte sowieso nicht an der Universität studieren. Sie hätte auf jeden Fall eine Berufsausbildung und kein Studium gemacht. Darüber hinaus wollte sie ihre Deutschkenntnisse nutzen.

Während ihrer Ausbildung wohnt Cynthia in einem Studentenwohnheim, das von der lutherischen Kirche unterstützt wird. Dieser Wohnort ist zwar nicht ausdrücklich deutsch-chilenisch, aber die Studenten, die hier wohnen, stammen vorwiegend aus deutsch-chilenischen Kreisen. Außerdem hat die lutherische Kirche in Chile einen starken deutschen Einfluss.

Von einer Kleinstadt im Süden nach Santiago zu ziehen war für Cynthia eine sehr schwere Umstellung. Alles war auf einmal anders.

C: „Eigentlich warte ich immer darauf, dass es ein langes Wochenende gibt, wo ich wieder zurückgehen kann [in den Süden, Anm. des Verf.]. Weil, na ja, ich weiß nicht. Für mich war es immerhin eine große Umstellung von V. [Kleinstadt im Süden, Anm. des Verf.] nach Santiago zu kommen. Auf einmal war alles irgendwie anders.“

I: hm

C: Und ich kam hierher und ... Ich weiß nicht. Es war, ich habe mich nicht als abhängige Person gefühlt. Aber es hat sich alles irgendwie geändert und zwar alles auf einmal. So schnell. Also ja, ich mag es gerne, wenn ich dort hingehen kann. Mir gefällt auch die Stille dort. Und hier ist es irgendwie so laut, so ...

I: Ja, klar. Wenn man es mit V. vergleicht ...

C: Ja. Deswegen war es eine sehr große Umstellung für mich.“ (657–664)

Im Grunde muss sich Cynthia mit einem stark veränderten Kontext auseinandersetzen. Diese Situation kommt durch eine Migration zustande, die einerseits in Zusammenhang mit einem Übergang von der Schule in die Berufsschule und andererseits in Verbindung mit einem Übergang in das selbständige Wohnen erfolgt. So ist es nicht verwunderlich, dass Cynthia diese Situation als situative Differenzierung erlebt. Hierbei geht es jedoch nicht um die Aushandlung von Zugehörigkeiten, die durch den Wechsel weitgehend unangetastet bleiben, sondern eher um die Auseinandersetzung mit einem unterschiedlichen Kontext. Sie muss sich neu in der Stadt orientieren, neue Freunde finden und sich an einen neuen Lebensrhythmus gewöhnen. Die Differenzen,

um die es hier geht, beziehen sich dabei weder auf eine kulturelle noch soziale Ebene, sondern auf die Unterschiede zwischen einem Leben auf dem Land und einem Leben in der Stadt.

C: „Ja. Ich habe mich schon eingelebt.

I: Ach so

C: Die ersten Tage waren irgendwie schwierig, aber ich habe mich jetzt schon eingelebt und mir gefallen beide Orte. Ich weiß, dass ich hier sein muss, um meine Ausbildung voranzubringen und all das. Einerseits gefällt es mir auch, andererseits wiederum auch nicht.

I: Was gefällt dir nicht?

C: Weil es so unruhig ist. Ich mag die Ruhe. Ich weiß nicht. Es ist schon lustiger hier. Es gibt hier viel mehr Sachen, die man unternehmen kann. Man braucht auch viel mehr Zeit für alles. Dort hatte ich, die Nachmittage waren dort unendlich lang. Hier mache ich gar nicht, weil ich erst ganz Santiago durchqueren muss und dafür zwei Stunden brauche.

I: Klar

C: Dort ist es ruhiger. Es gibt kein Stress. Es ist ... Du lebst einfach deine Routine.

I: hm hm

C: Und hier lebst du etwas ganz anderes. Und hast viel weniger Zeit.“ (670–681)

Cynthia betrachtet sich selbst als Chilenin und wundert sich zunächst einmal, dass ich mich für sie für ein Interview interessiere. Weder die Tatsache, dass ihre Eltern eine deutsche Abstammung besitzen, noch dass sie fließend Deutsch sprechen kann und einen deutschen Pass besitzt, bringen sie davon ab, sich als Chilenin zu definieren.

C: „(lacht) Das heißt, ich habe den Pass und ich habe die Möglichkeit. Ich weiß, dass es nützlich ist.

I: hm hm

C: Aber ich weiß nicht. Ich betrachte mich eher als Chilenin

I: Wie ...

C: Da ich immer hier gelebt habe und alles ...“ (28–32)

Daher stellt sich Cynthia auch gar nicht erst die Frage nach einem alternativen Lebensort. Cynthia möchte weiterhin in Chile bleiben.

C: „Ich weiß nicht. Ich glaube, ich bin eher Chilenin.

I: hm hm

C: Weil, na ja, ich habe immer hier gelebt. Mir gefällt Deutschland sehr, aber ich finde, dass es eher für ältere Leute ist. Ich weiß nicht, ob ich dort leben würde. Ich glaube nicht.

I: hm hm

C: Es ist das, was ich schon immer gesagt habe und ich weiß nicht. Ich wohne ja schon hier und fühle mich eher Chilenin als Deutsche [...] Es hätte mich vielleicht interessiert mal für ein Jahr nach Deutschland zu gehen, um dort mein Deutsch zu bessern oder etwas in der Richtung. Aber danach wieder zurückkehren. Ich weiß nicht. Ich habe mein ganzes Leben hier.

I: hm hm

C: Es ist das Land woran ich gewohnt bin. Ich kenne es besser. Nur diese Umgebung, na ja, ich kenne auch die andere, aber nur als Besuch, wie ich dir schon erzählte. Als ... Aber nein, ich glaube, ich bin eher Chilenin (lacht).“ (580–592)

Cynthias Zuhause befindet sich bei ihren Eltern im Süden. Es ist ein Ort, nach dem sie sich ständig sehnt. Wenn es nach ihr ginge, so wäre sie jetzt dort.

I: „Was ist für dich ‚Zuhause‘? Oder ‚zu Hause zu sein‘. Und wo wärst du zu Hause.
C: (3 Sek. Pause) Hm. Bei meinen Eltern. Das, das ... Das heißt, solange ich hier bin, wünsche ich mir nichts sehnlicher als dort zu sein.“ (653–655)

Alejandra: Einsam in Deutschland, fremd in Santiago

Alejandra ist zum Zeitpunkt des Interviews 34 Jahre alt. Sie ist Architektin und wohnt alleine in einer Wohnung in Santiago. Alejandra ist eine attraktive blonde Frau mit hellen blauen Augen, die einen sehr zurückhaltenden Eindruck macht. Sie wurde in Chile geboren und wuchs in einer mittelgroßen Stadt in Südkhile auf. Alejandra besitzt ausschließlich die chilenische Staatsangehörigkeit. Das Interview wurde auf Spanisch geführt¹⁷.

Alejandra stammt von ehemaligen deutschen Einwanderern in Chile ab. Diese kulturelle Zuordnung erfolgt auf biologischer bzw. genetischer Ebene und weist auf das Vorhandensein verschiedener Zugehörigkeitsebenen hin.

A: „Die Beziehung [zu Deutschland, Anm. des Verf.] ist ziemlich offensichtlich. Ich bin deutscher Nachkomme [...] Ich denke es [die Beziehung zu Deutschland, Anm. des Verf.] ist genetisch.“ (9/55)

Alejandras deutsche Abstammung kann auf die Einwanderung ihrer Urgroßeltern zurückgeführt werden, die etwa um 1850 von Deutschland nach Chile auswanderten. Doch unsere Erzählerin betrachtet die Geschichte ihrer Vorfahren als weitgehend irrelevant für ihr eigenes Leben und macht keine weiteren Kommentare. Ähnlich wie Cynthia tendiert auch Alejandra dazu, Chilenen und Deutsch-Chilenen anzugleichen und Differenzen zwischen beiden zu annullieren. Angesichts dessen ist es nicht verwunderlich, dass Alejandra ihre eigenen Eltern nicht als Deutsch-Chilenen, sondern als Chilenen wahrnimmt. Der Beweis dafür ist, dass zu Hause nicht Deutsch, sondern Spanisch gesprochen wurde. Allenfalls ihre Großeltern machten noch den Versuch, sich mit Alejandra und ihrem Bruder auf Deutsch zu unterhalten.

Alejandra ging auf eine deutsche Schule, wo die meisten Schüler Nachkommen ehemaliger Einwanderer in Südkhile waren. Sie bezeichnet ihre Schule als eine andere Welt, weil sie sich vom chilenischen sozialen Umfeld ausgrenzte. Dabei macht Carola auf kulturelle Differenzen zwischen deutschstämmigen Schülern an der deutschen Schule und dem chilenischen Umfeld aufmerksam.

A: „Sieh mal, ich glaube, dass die [deutschen, Anm. des Verf.] Schulen mit Hinsicht auf die Schüler (?), dort viel verschlossener sind. Das heißt, sie waren alle Nachkommen deutscher Einwanderer (3 Sek. Pause). Es war dann also so, als lebe man in einer anderen Welt (lacht).“ (84–86)

17 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

Doch diese Differenzen waren Alejandra nicht bewusst, bis sie die Universität besucht. Vorher war ihr Freundeskreis auf Personen deutscher Abstammung beschränkt, die Alejandra im Nachhinein als ihresgleichen definiert. Ähnlich wie Camila oder Sandra greift auch Alejandra auf ihre Erfahrung von Gleichheit an der deutschen Schule zurück, um ihre anschließende Differenzerfahrung an der Universität zu unterstreichen.

A: „Ich hatte eben Beziehungen zu solchen Leuten [aus der deutsch-chilenischen Gemeinschaft, Anm. des Verf.] bis ich, klar, bis ich die Universität besuchte, die eine ganz andere Welt darstellt.“ (97–98)

In der Tat ist der Übergang von der Schule an die Universität einer der wichtigsten Momente in Alejandras Leben, weil sie ihre geschützte Welt verlässt und andere Realitäten in Chile kennen lernt.

A: „Ein bedeutungsvoller Moment war einmal als ich an der Universität B. war und wir mit einigen Kommilitonen eine Feldarbeit machen mussten. Dafür mussten wir im Zug fahren. Und eine Kommilitonin hatte kein Geld, um zu essen, weil sie alles [für die Reise, Anm. des Verf.] verwendet hatte. Da bin ich aus den Wolken gefallen [auf Spanisch sagt man dazu eigentlich *atterizar*, d.h. landen, Anm. des Verf.] und habe diese *burbuja* [direkt übersetzt bedeutet es Seifenblase, hier bedeutet es einen geschützten Raum, Anm. des Verf.] verlassen, in der ich zuhause und bei meiner Familie lebte.“ (498–501)

Alejandra erlebt also im Übergang an die Universität eine situative Differenzenerfahrung, da sie sich mit einem stark veränderten Kontext auseinandersetzen muss und diese Differenzenerfahrung zeitlich begrenzt ist. Dabei geht es in erster Linie um soziale und nicht um kulturelle Unterschiede.

A: „[An der Universität, Anm. des Verf.] Gut, das ist eben eine andere Welt. Du begegnest Kommilitonen, die finanzielle Schwierigkeiten haben, die nichts zu essen haben (3 Sek. Pause) Und du passt dich an [...] Es ist anders in der Hinsicht, dass du mit Kommilitonen in Kontakt trittst, die aus anderen sozialen Schicht stammen und eine andere Schulbildung hatten.

I: hm hm

A: Sie kommen nicht aus dem gleichen Stadtteil wie du.“ (102–103/115–118)

Obwohl Alejandra in Chile aufgrund ihres Aussehens für andere eindeutig als Deutsche sichtbar ist, so scheint sie keineswegs die Erfahrung gemacht zu haben, dass jemand sie aus diesem Grund diskriminiert. Auch an der Universität scheint das nicht der Fall gewesen zu sein.

Alejandra beendet ihr Architekturstudium nicht in Chile, sondern in Deutschland. Sie hatte es zwar nicht so vorhergesehen, aber ergriff die Möglichkeit, sobald sich diese präsentierte. Das kam so: Alejandra musste im Rahmen ihres Studiums ein Praktikum absolvieren, um zu bestimmten Seminaren zugelassen zu werden. Damals bewarb sie sich an verschiedenen Stellen sowohl in Chile als auch in Deutschland. Ihre Bewerbung wurde jedoch bei allen Stellen in Chile abgelehnt, während sie aus Deutschland eine Zusage für ein Praktikum an einer deutschen Universität erhielt. Also flog Alejandra nach Deutschland, um dort ihre Praktikumsstelle anzutreten, obwohl

sie am Ende bis zu ihrem Studienabschluss blieb. Insgesamt verbrachte Alejandra drei Jahre in Deutschland.

Der Entschluss, in Deutschland zu bleiben, stand in Zusammenhang mit dem Glauben, dass Alejandra in Deutschland mehr über Architektur lernen konnte als in Chile. Sie war begeistert vom Lehrangebot an der Universität und von den verschiedenen architektonischen Beispielen, die man in Deutschland betrachten konnte.

A: „Weil ich gedacht habe, dass ich dort viel mehr kennen lernen konnte als hier.

I: Was kennen lernen?

A: Ich meine architekturbezogenes Wissen und das Lehrangebot an der Universität. Jede Woche gab es Konferenzen mit Architekten. Und wenn du ausgingst ... Eh. Klar. Wenn du aus deinem Haus gingst, dann konntest du Beispiele der Architektur betrachten, wovon es hier so wenig gibt. Es war auch die Möglichkeit zu reisen. Obwohl ich wenig gereist bin [...] Ich hatte keinen einzigen *Peso* [chilenische Währung, Anm. des Verf.] (lacht). Oder Mark. Es war also schon schwer. Auch die Beziehung zu anderen Kulturen fand ich interessant.“ (43–51)

Doch der Aufenthalt in Deutschland ist nicht einfach. Alejandra macht nämlich eine situative Differenzierung durch Migration, d.h. eine Erfahrung von Differenz, die durch Migration zustande kommt. In dieser Hinsicht muss sie sich zunächst mit einem stark veränderten Umfeld auseinandersetzen und sich im deutschen sozialen und institutionellen Kontext neu orientieren. Alejandra muss lernen, wie man in Deutschland mit alltäglichen Dingen umgeht, wie zum Beispiel Wäsche waschen, den Arzt besuchen oder das Klima richtig einschätzen. Hinzu kommt aber noch, dass Alejandra die Migrationserfahrung mit einer Ablösung vom Elternhaus verknüpft. Alejandra muss also nicht nur mit einem unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontext klar kommen, sondern muss ebenfalls mit ihrer neu erworbenen Selbstständigkeit umgehen können. Dabei fühlt sich Alejandra zunächst einmal vollkommen schutzlos.

A: „Und in Deutschland anzukommen, das ist eine vollkommen andere Welt. Du musstest alles selber machen [...] du musstest deine Kleidung waschen, denn es waren, eh, Gemeinschaftswaschräume, wo du da sein musstest, wenn der Waschgang abgeschlossen war, ansonsten haben sie dir deine Kleidung gestohlen (lacht)

I: Echt? (lacht)

A: Das war schwierig, denn du musstest es gut einplanen, damit du auch studieren konntest. Du musstest es dann tun, wenn die Waschmaschinen frei waren. Man hat uns auch die Küchentücher gestohlen. Und das alles allein bewältigen zu müssen. Probleme zu lösen. Genug Geld bis zum Monatsende zu haben. Du musstest am Anfang einen Vertrag mit einer Krankenversicherung abschließen. Dafür musstest du verschiedene Zeugnisse besorgen. Und du musstest sie alle besorgen. Dass sie dir den einen nicht geben, wenn du nicht den anderen hast ... Es war ziemlich schwer und du wusstest nicht, wo du anfangen solltest. Und niemand hat dir dabei geholfen. Und diese ganzen Formulare, die du unterschreiben musstest, mit diesem technischen Deutsch, wobei man nur die Kenntnisse aus der deutschen Schule in Chile hatte [...] Ah, und das andere war, dass ich bei meiner Ankunft nicht wusste, was ich machen sollte, wenn ich krank wurde. Denn hier waren immer meine Eltern.“ (503–516/542–544)

A: „Eines Tages gab es [mitten im Winter, Anm. des Verf.] einen wunderschönen sonnigen Tag [...] Und da bin ich mit nassen Haaren ausgegangen. Da sind meine Haare eingefroren.“ (549–550)

Der Umgang mit kontrastierenden sozialen und kulturellen Kontexten im Rahmen einer Migrationserfahrung konnte von den meisten Interviewpartnern in der Regel gut bewältigt werden. Von einem Kulturkonflikt gab es also in dieser Hinsicht keine Spur. Vielmehr scheinen die Interviewpartner einen Kulturkonflikt zu konstruieren, indem sie Deutschland und Chile gegenüberstellen und sich selber innerhalb dieses Diskurses positionieren. Dabei handelt es sich jedoch vorwiegend um eine diskursive Praxis. Auf einer Ebene der sozialen Praxis kann man diesen Widerspruch zwischen verschiedenen sozialen und kulturellen Kontexten nicht wieder finden. So unterlag kein Interviewpartner mit Migrationserfahrung einem Aufprall von kulturellen Systemen. Im Gegenteil, alle Betroffenen waren in der Lage, individuelle Strategien zu entwickeln, mit denen sie den sozialen und kulturellen Kontrast mehr oder weniger erfolgreich bewältigen konnten. Deshalb kann man bei meinen Befragten auf der Ebene der sozialen und alltäglichen Praxis nicht von der Existenz eines Kulturkonfliktes sprechen. Kulturkonflikt ist kein Faktum, sondern eher eine soziale Konstruktion, die auf der Dynamik der Gegenüberstellung von Gesellschaftsbildern beruht und in dieser Hinsicht mit einer kolonialen Logik verbunden ist. Daher ist es auch angemessener, den Prozess der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen kulturellen Systemen als kulturelle Navigation und nicht als Kulturkonflikt zu betrachten. Im Rahmen einer kulturellen Navigation ist die Person kein Objekt, das einen Kulturkonflikt erleidet, sondern ein Subjekt, das sich aktiv mit sozialen und kulturellen Differenzen auseinandersetzt. Kulturelle Navigation ist weiterhin kein Zustand, sondern ein Prozess, in dem das Individuum eine soziale und kulturelle Umorientierung vollzieht und dabei lernt, verschiedene kulturelle Systeme zu verstehen, die Situationen entsprechend zu interpretieren und sein Verhalten danach zu richten.

Alejandra zeigt also nach einer gewissen Zeit keine Schwierigkeiten mehr im Umgang mit dem deutschen Alltag. Was ihr bis zum Ende ihres Aufenthaltes in Deutschland Probleme bereitet, ist hauptsächlich der Umgang mit den Personen.

Alejandra wird während ihres Studiums in Deutschland einem Studentenwohnheim zugeordnet, wo sich eine Mehrheit deutscher Studenten befindet. Alejandra fühlt sich in diesem Kontext unwohl, weil sie sich mit Deutschen nicht so gut verstehen kann. Alejandra macht in Bezug zu Deutschen nämlich eine starke Differenzenerfahrung, die hauptsächlich in Zusammenhang mit einer Abwertung von Personen ausländischer Herkunft steht. Dieser Aspekt ist wichtig, weil Diskriminierung von Personen ausländischer Herkunft in Chile und in Deutschland bezüglich meiner Interviewpartner anders verläuft. Während in Deutschland Diskriminierung eher in Zusammenhang mit einer Devaluation der betroffenen Personen steht, so ist die Ausgrenzung in Chile eher die Kehrseite einer positiven Diskriminierung.

Alejandra ist in Deutschland auf den ersten Blick nicht sichtbar.

A: „Klar, ich hatte vielleicht den Vorteil, dass ich auf der Straße nicht erlebte, dass jemand: ‚Oh, da kommt ein Ausländer!‘ Aber (Geräusche von einer Baustelle lassen nicht verstehen) in der Beziehungsweise (3 Sek. Pause). Man fühlt sich mit der Zeit anders.“ (130–132)

Erst auf dem zweiten Blick erkennt man, dass Alejandra doch anders ist. Dennoch wird Alejandra nicht als typische Ausländerin betrachtet, weil sie blond ist.

A: „Sie fanden es irgendwie exotisch, nicht wahr? Und sie fanden es auch sehr exotisch, dass ich eine blonde Chilenin war (lacht) (2 Sek. Pause). Normalerweise sagten sie zu mir: ‚Du siehst nicht wie eine Chilenin aus‘. Dann habe ich sie zurückgefragt: ‚Gut, und wie viele Chilenen kennst du?‘ ‚Keinen‘. Eben.“ (425–427)

Doch ihre blonden Haare reichen nicht aus, um Alejandra vor einer Abwertung als ausländische Person zu bewahren. So berichtet sie, dass sie viel mehr als deutsche Studenten arbeiten musste und dabei viel weniger Geld verdiente.

A: „Er ist Ausländer [...] Das ist das Problem. Das heißt, ich arbeitete viel mehr als deutsche Studenten. Und man zahlte mir ein Viertel von dem, was deutsche Studenten verdienten.“ (284–287)

Alejandra erfährt weiterhin auch aus politischen Gründen eine Ablehnung von Seiten ihrer deutschen Kommilitonen.

A: „Es gab einige, die sagten ... Sie haben dich sofort abgelehnt, wegen dem Thema von Pinochet und so.“ (163)

Aber vor allem stört Alejandra die Arroganz der Menschen in Deutschland, die glauben, dass sie alles besser können und in dieser Hinsicht Menschen ausländischer Herkunft abwerten. Dabei kann sie diese Abwertung nicht immer an etwas Konkretes festmachen. Es ist eher etwas Diffuses, aber gleichzeitig auch Allgegenwärtiges, das für Alejandra sehr anstrengend ist.

A: „Es ist das ganze Ambiente. Das macht mich müde. Die Tatsache, dass sie so ... Eh. Dass sie glauben, dass sie die einzigen sind, die die Dinge gut machen. Dass sie im Grunde davon ausgehen, dass ihre Denkweise die richtige ist und dass sie nicht die Denkweise der Menschen aus der Dritten Welt beachten. Das ist mir schwer gefallen. Und es ist genau deshalb, weil du weniger Ressourcen zu Verfügung hast, dass du dich anders ausdrückst. Und das Ergebnis ist gleich Null. Es ist so gut oder sogar besser als das, was sie tun (3 Sek. Pause). Aber nein. Es muss so sein, wie sie sagen.“ (270–273)

Alejandra reagiert gegenüber dieser Diskriminierung mit einem Rückzug: Sie etabliert kaum Beziehungen zu ihren deutschen Kommilitonen und verbringt die meiste Zeit entweder mit Studieren oder Arbeiten.

A: „Und um dort zu studieren, musste ich arbeiten. Also verbrachte ich die meiste Zeit an der Arbeit und in meiner Freizeit ging ich auf mein Zimmer und studierte. Ich hatte kein Wochenende, keinen Urlaub, nichts.“ (34–35)

Doch diese Reaktion bringt Alejandra nicht viel weiter. Ihr Wohlbefinden ist stark beeinträchtigt. Alejandra fühlt sich sehr einsam und entwickelt depressive Gefühle gegenüber Deutschland.

A: „Für mich war ... Freitagnachmittag war für mich sehr langweilig. Am Wochenende, dort [Studentenwohnheim, Anm. des Verf.] zu bleiben. Es war wie ein *totes Land* [Herv. durch Verf.]. Und obwohl ich die ganze Woche viel arbeiten musste, so fand ich das immer noch besser als das andere.“ (292–293)

Alejandra hat weiterhin Angst, dass ihr etwas zustoßen und ihr niemand dabei helfen könnte.

A: „Und da habe ich in Deutschland mit meinen Migräneanfällen angefangen. Verstehst du? Vorher hatte ich nie soviel Migräne. Da habe ich mich erschrocken, weil ich nicht in der Lage war, etwas zu machen. Ich war dort völlig verlassen [...] Danach bin ich zu meinem Freund aus Costa Rica gegangen und habe es für meine Eltern getan. Ich habe ihn verlangt, dass er bitte meine Eltern benachrichtigen sollte, wenn mir etwas passiert. Denn man hätte in diesen Zimmern [im Studentenwohnheim, Anm. des Verf.] sterben können und niemand hätte es erfahren!“ (557–563)

Andererseits reagiert Alejandra mit einer starken Ablehnung und Abwertung ihrer deutschen Kommilitonen. Mittels dieser Bewältigungsstrategie verlässt Alejandra die Rolle des Opfers und nimmt nun die entgegengesetzte Position ein. Demzufolge bezeichnet Alejandra ihre Kommilitonen im Wohnheim als individualistische und egoistische Menschen, die im Gegensatz zu Lateinamerikanern nicht in der Lage sind, solidarisch zu handeln.

A: „Mit Deutschen ist mir sehr schwer gefallen, ihren Individualismus zu akzeptieren. Sie sind sehr, sehr egoistisch. Eines Tages befand ich mich im *Wohnheim* [Deutsch i. Orig.] und da kam ein Mädchen und fragte mich, warum ich ein Stipendium hatte. Wie es dazu kam, dass ich die Steuern missbrauchte, die sie zahlten. Und das kam mir sehr, sehr egoistisch vor. Denn, was ist denn daran so schlimm, etwas zu teilen? Darüber hinaus hatte ich ein Stipendium, das nur für sehr kurze Zeit war. Sie selber missbrauchen Menschen auf andere Art und Weisen. Eh, als ich ... Die Küche war eine gemeinschaftliche Küche. Ansonsten hatte jeder sein eigenes Zimmer mit eigenem Waschbecken. Aber es gab eine Gemeinschaftsküche. Glücklicherweise wohnte im selben Haus ein Junge aus Costa Rica. Mit ihm konnte ich viel teilen. Dann ... Wir blieben beide über das Wochenende hinweg alleine im Wohnheim. Weil der Rest zu seinen Eltern fuhr. Sie kamen dann am Sonntagnachmittag zurück mit Kochtöpfen voller Essen und Kisten mit Kuchen. Und sie setzten sich vor deiner Nase hin und waren nicht fähig dir etwas davon anzubieten (2 Sek. Pause) Also, nein. Es ist nicht, dass ich etwas von ihnen haben wollte. Es war die Geste, dir etwas anzubieten. Da wir uns ja sowieso in einem Gemeinschaftsraum befanden. Und mit diesem *Costarricense* teilten wir immer Tee, Wein und solche Sachen. Oder wir kochten zusammen. Und das fanden sie irgendwie eigenartig.

I: Ein Schock

A: Genau. Und sie wussten nicht, ob sie akzeptieren sollten oder nicht. Später haben sie sich dann besser integriert. Aber es fiel ihnen immer schwer, zu teilen. Als würde man ihnen etwas sehr kostbares entwenden. Ich weiß nicht.“ (134–148)

Damit definiert Alejandra auch ihre Position. Sie grenzt sich von Deutschen ab und identifiziert sich mit Lateinamerikanern. Dabei schreibt sie sich typi-

sche lateinamerikanische Eigenschaften zu, d.h. Solidarität und Chaos. Auch ihr Netzwerk in Deutschland beschränkt sich weitgehend auf Personen aus Lateinamerika.

Schließlich ist Alejandra glücklich darüber, wieder nach Chile zurückzukehren. Deutschland kommt für sie kaum als alternativer Lebensort in Frage. Alejandra assoziiert Deutschland mit Kummer und Beklemmung. Auch wenn sie nur zu Besuch dort ist, überkommen sie sofort starke negative Emotionen.

A: „Das erste Mal [als ich zu Besuch in Deutschland war, Anm. des Verf.], da hatte mich die Universität für drei Monate eingeladen. Ich glaube, es war nicht schwierig. Es war ... Ich bin aus dem Zug gestiegen und habe den Geruch gespürt und das hat mir irgendwie die Erinnerung von all dem Kummer gebracht. Ich wollte absagen. So war die erste Zeit auch schwer. (2 Sek. Pause). Erst später habe ich es leichter genommen.“ (298–300)

Doch die Rückkehr in Chile ist auch alles andere als rosig. Alejandra muss sich nämlich um die Anerkennung ihres deutschen Universitätsabschlusses kümmern. Der Abschluss, der am Anfang so viele Vorteile versprach, wird in Chile leider mit Skepsis betrachtet. Der Anerkennungsprozess zieht sich in die Länge und Alejandra sieht sich aufgrund ihres nicht anerkannten Abschlusses mit einer extrem prekären Arbeitssituation konfrontiert. Und obwohl Alejandra in Chile noch eine Diplomarbeit schreibt, so nehmen sich die Behörden trotzdem zehn Jahre lang Zeit, um ihren Abschluss schließlich anzuerkennen. Das heißt, Alejandra konnte erst wenige Monate vor dem Interview die Anerkennung ihres Studiums in Deutschland feiern. Wenn Alejandra das vorher gewusst hätte, hätte sie ihr Studium in Chile und nicht in Deutschland absolviert. Der vermeintliche Vorteil, dass sie nun in der EU arbeiten könnte, bringt Alejandra sowieso nichts, da sie keine deutsche Staatsangehörigkeit besitzt.

A: „Ich hätte nicht gedacht, dass es so kompliziert war. Nein. Wenn ich das gewusst hätte, dann hätte ich nicht ... Dann hätte ich mein Studium hier beendet (lacht)

I: Ja

A: Ja. Ich hätte vielleicht, was weiß ich, dort bis zum Semester vor dem Abschlussprojekt studieren sollen und dann die Diplomarbeit hier. Es wäre besser gewesen. Aber jetzt habe ich den Vorteil, dass ich in der EU arbeiten kann, mit meinem Abschluss [...] Mir fehlt nur noch die Staatsangehörigkeit.“ (246–252)

Trotz allem möchte Alejandra in Chile bleiben, aber nicht in Santiago, weil sie sich hier fremd fühlt.

A: „Ich glaube, dass zuhause zu sein irgendein Ort ist, der dir Schutz und Wohlbefinden bringt. In der Stadt – denn hier sind die Menschen anders – fühlt man sich anders.“ (483–484)

Alejandra definiert Zuhause als einen Ort, an dem sie Schutz und Wohlbefinden erfährt. Nichts davon erfährt sie in der Stadt. Wenn es nach Alejandra ginge, so würde sie in den Süden, in die Region der Flüsse, ziehen. Dort fühlt sich Alejandra zuhause.

I: „Wenn du mir sagen müsstest, wohin du gehörest, was würdest du mir sagen. Wie würdest du dich definieren?

A: Aus der Region der Flüsse im Süden.“ (460–462)

Alejandras knappe Antwort deutet auf eine klare Verortung auf lokaler Ebene in Südchile hin. Doch Alejandra kann ihren Wunsch, im Süden zu leben, nicht realisieren. Da ihre Arbeitssituation als Architektin schon in Santiago so prekär ist, kann Alejandra sich nicht vorstellen, dass sie in Südchile überleben könnte.

A: „Aber was mache ich, um Geld zu verdienen? Das ist das Problem. Die Sache ist, dass wir immer noch einen zentralisierten Staat haben, wo alle Entscheidungen hier getroffen werden. Obwohl sie (?) Vielleicht ist es ja gut, aber ich denke, es ist schlecht. Wenn es schon in Santiago so schwer ist, dann ist es in der Provinz noch viel schwieriger.“ (470–472)

Interessanterweise stehen Alejandras weitere Aussagen in Zusammenhang mit einem mobilen und flexiblen Entwurf eines Zuhauses. Zuhause befindet sich demzufolge dort, wo man gerade wohnt. Doch Alejandra geht noch weiter: Es geht nicht mehr um die eigenen vier Wände, sondern eigentlich nur noch um die eigenen Sachen. Dort, wo die eigenen Sachen sind, befindet sich auch das eigene Zuhause.

A: „Ich könnte hier oder in V. [mittelgroße Stadt in Südchile, Anm. des Verf.] leben (3 Sek. Pause). Wenn sich meine Sachen dort befinden, wo ich wohne, dann sehe ich nicht ein, warum [es schwierig wäre, woanders zu leben, Anm. des Verf.]. Stattdessen, sehe ich jetzt, was weiß ich ... Lassen wir die Schwierigkeiten beiseite, die es bedeutet, die eigenen Sachen zu verschicken und alles mitzunehmen. Na ja, es gibt Sachen, die man nicht einfach so zurücklassen kann, weil sie eine besondere Bedeutung haben.“ (486–489)

Diese allmähliche Desintegration des Zuhauseentwurfes scheint in Verbindung mit der Mobilität und Flexibilität der biografischen Geschichte zu stehen, denn sie wiederholt sich in anderen Fällen, die mehrfache Migrationserfahrung haben. Ich werde später noch mehrmals auf diesen Punkt zurückkehren.

Zweite Zwischenbilanz

Es folgt eine kurze Zwischenbilanz bezüglich Cynthia und Alejandra im Vergleich zur ersten Gruppe von Interviews hinsichtlich sprachlicher Aspekte und der Umgang mit Differenzen. Da es sich in diesem Fall nur um zwei Interviews handelt, ist es schwer, allgemeine Aussagen über Menschen aus der deutsch-chilenischen Gemeinschaft in Südchile zu treffen. Verallgemeinerungen anhand dieses Materials sind eigentlich nur sehr bedingt möglich. Ich werde aber trotzdem versuchen, einige Aspekte hervorzuheben, die mir bei der Analyse der Interviews von Alejandra und Cynthia besonders aufgefallen sind.

Sprache II

Cynthia wurde zweisprachig erzogen und spricht bis heute noch mit beiden Eltern auf Deutsch und auf Spanisch. Beide Sprachen besitzen aber nicht die gleiche Bedeutung. Eigentlich ist Spanisch die dominante Sprache innerhalb der Familie. Cynthia spricht auch mit ihren Geschwistern und Freunden aus der deutschen Schule fast ausschließlich auf Spanisch. Alejandra sprach dagegen im Rahmen ihrer Familie kaum Deutsch. Spanisch war – und ist bis heute – das wichtigste Kommunikationsmedium in Alejandras Leben.

Die deutschen Schulen in Südkile leisten einen geringeren Widerstand gegen den Verlust der deutschen Sprache als alltägliches Kommunikationsmittel im Vergleich zu deutschen Begegnungsschulen in Zentralchile. Das kommt wahrscheinlich daher, weil Deutsch hier vorwiegend als Fremdsprache und nicht als Muttersprache unterrichtet wird.

Die Schüler der deutschen Schulen in Südkile scheinen weiterhin vorwiegend Nachkommen ehemaliger deutscher Einwanderer zu sein. Dabei sprechen die meisten von ihnen kaum noch Deutsch. Sowohl Cynthia als auch Alejandra weisen darauf hin, dass Deutsch oft nur noch von der Generation der Großeltern als Alltagssprache verwendet wird. Weder die Generation der Eltern noch die Generation der heutigen jungen Erwachsenen sprechen in ihrem Alltag auf Deutsch.

Der verbreitete Verlust der deutschen Sprache als alltägliches Kommunikationsmittel im Rahmen des deutsch-chilenischen Kontextes im Süden unterstützt ferner die Annahme, dass der Schwerpunkt der deutsch-chilenischen Gemeinschaft sich nicht mehr im Südkile, sondern in den zentralen Regionen des Landes befindet.

Schließlich ist es interessant zu bemerken, dass der Druck, die deutsche Sprache auf jeden Fall zu erhalten, im deutsch-chilenischen Kontext in Südkile nicht existiert. Deutschkenntnisse werden höchstens als zusätzliche Kompetenz betrachtet. Die Haltung gegenüber der deutschen Sprache ist daher vorwiegend pragmatisch und weniger identitätsbezogen.

Angleichung von Deutsch-Chilenen und Chilenen

Sowohl Cynthia als auch Alejandra realisieren eine Angleichung von Deutsch-Chilenen und Chilenen. Eine ähnliche Tendenz konnten wir auch schon bei Claudio beobachten, der ebenfalls dazu neigte, Chilenen und Deutsch-Chilenen als eine einzige Kategorie wahrzunehmen. Diese Auflösung kultureller Differenzen weist darauf hin, dass kulturelle Unterschiede nicht eine Existenz an sich besitzen, sondern soziale Konstruktionen sind, die von den Beteiligten betont oder aufgelöst werden können.

Differenzen zu betonen oder aufzulösen steht weiterhin in einer engen Verbindung mit der eigenen Positionierung bzw. Identifizierung. Mit anderen Worten, sich zu positionieren bedeutet, Differenzen zu treffen. Und anders herum, Differenzen zu treffen, bedeutet, eine Position zu ergreifen. Es gibt in

dieser Hinsicht keine neutralen Differenzen: Die Definition bestimmter Grenzzlinien hat immer einen Zweck. Löst sich dieser Zweck auf, so haben Differenzen keinen Sinn mehr und werden ebenfalls aufgehoben. So zeigen es zumindest die Interviews von Cynthia, Alejandra und Claudio.

Differenzen als soziale Konstruktionen zu betrachten, entzieht ihnen ihren „natürlichen“ Status. Die Wahrnehmung und Bedeutung von Differenzen entspringt demzufolge keiner angeborenen Neigung, sondern werden in sozialen Kontexten erlernt. Das heißt, wir lernen, darauf zu achten, welche sozialen und kulturellen Kategorien wichtig sind und welche nicht. Bezüglich des deutsch-chilenischen Kontexts scheint es in dieser Hinsicht einen sehr wichtigen institutionellen Raum zu geben, wo soziale und kulturelle Differenzen definiert, erneuert und weitergegeben werden. Damit meine ich hauptsächlich die deutschen Schulen. Man kann das an dieser Stelle vielleicht noch nicht so genau erkennen, weil noch keine Fälle präsentiert wurden, die keine deutsche Schule besuchten. Doch es gibt auch schon hier gewisse Anzeichen, dass deutsche Schulen durch ihre Einteilung nach Sprachkenntnissen und ihre Bewertung von kulturellen Differenzen zwischen Chilenen, Deutschen und Deutsch-Chilenen zu der Bestimmung von kulturellen Grenzzlinien und der Konstruktion sozialer und kultureller Identitäten beitragen. In dieser Hinsicht behaupte ich, dass an den deutschen Schulen in Südhile kulturelle Differenzen zwischen Deutschen und Chilenen keine so große Rolle mehr spielen wie zum Beispiel an den deutschen Begegnungsschulen in Zentralchile, und dass das ein Grund dafür ist, weshalb Cynthia und Alejandra keinen Wert auf eine Unterscheidung zwischen Chilenen und Deutsch-Chilenen legen. Claudios Situation ist diesbezüglich etwas schwieriger zu erklären, aber ich vermute, dass bei ihm die Tatsache, dass er während seiner Schulzeit verschiedene Aktivitäten außerhalb der deutschen Schule realisierte, eine wichtige Rolle hinsichtlich seiner Wahrnehmung kultureller Differenzen spielte.

Stadt und Land

Die Interviews von Cynthia und Alejandra machen uns außerdem auf Differenzen zwischen Stadt und Land aufmerksam. Dabei muss man sagen, dass weder Cynthia noch Alejandra in Dörfern, sondern vielmehr in jeweils einer kleinen und mittelgroßen Stadt aufgewachsen sind. Trotzdem gibt es zwischen Santiago und dem Rest einen großen Unterschied. Man unterteilt normalerweise das Land in Santiago und die Provinz.

Sowohl Cynthia als auch Alejandra weisen auf diesen Unterschied hin. So beschreibt Cynthia den Süden als ruhig und still. Alles ist klein und liegt in der Nähe. Der Umgang mit den Personen ist vertraulicher. Santiago ist dagegen laut, unpersönlich und alles liegt weit entfernt. Es gibt zwar viel zu tun, doch die Lebensqualität ist geringer.

Alejandra macht uns dagegen auf die geringeren Arbeitsmöglichkeiten in der Provinz aufmerksam. Da Chile stark zentralisiert ist, befinden sich die

meisten berufsbezogenen Möglichkeiten in der Hauptstadt und nicht auf dem Land.

Von der gesamten Stichprobe sind Cynthia und Alejandra am meisten mit ihrem Herkunftsort verbunden, und zwar auf lokaler Ebene. Beide sehnen sich nach der Geborgenheit und Nähe im Süden und beide fühlen sich mehr oder weniger fremd in Santiago. Manchmal bekommt man sogar den Eindruck, dass der Aufenthalt in der Hauptstadt als eine Art Exil erlebt wird, wo sowohl Cynthia als auch Alejandra an einem Ort leben, aber an einen anderen denken.

